

Zeitschrift: Der Geschichtsfreund : Mitteilungen des Historischen Vereins
Zentralschweiz

Herausgeber: Historischer Verein Zentralschweiz

Band: 143 (1990)

Artikel: Alte Kirche Göschenen : Bericht über die archäologischen Bau- und
Bodenuntersuchungen im Jahre 1987/88

Autor: Lehner, Hans-Jörg

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-118728>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alte Kirche Göschenen

Bericht über die archäologischen Bau- und Bodenuntersuchungen
im Jahre 1987/88

Hans-Jörg Lehner, Erde

Die Urner sind geschichtsinteressiert. Die Gründung eines Historischen Vereines im letzten Jahrhundert, der Bau eines grossräumigen Museums um die Jahrhundertwende und die Edition vieler schriftlicher Quellen zeugen unter anderem davon. Zu lange aber war man – überspitzt formuliert – auf Freiheitskampf, Rütli, Wilhelm Tell und Eröffnung von Schöllenen/Gotthardpass fixiert. Frühere archäologische Untersuchungen, wie etwa diejenigen an der Burgruine von Attinghausen¹, sind in diesem Zusammenhang zu sehen. Eine systematische Forschung, die zum Beispiel Hinweise auf die Siedlungsgeschichte des Landes seit der Urzeit geben könnte, ist bis in jüngste Zeit ausgeblieben. Dass der Kanton keine eigene archäologische Dienststelle besitzt und auch keiner ausserkantonalen angeschlossen ist, mag dazu beigetragen haben und wirkt sich immer noch aus. Seit den 1960er Jahren sind immerhin im Rahmen von Restaurierungen mehrere Pfarrkirchen und Kapellen archäologisch erfasst worden: Seedorf², Altdorf³, Attinghausen⁴, Gurtnellendorf⁵, Jagdmattkapelle Erstfeld⁶ und nun eben Göschenen. Auf profanem Gebiet seien die jüngsten Untersuchungen an der Burgruine Attinghausen⁷ und auf der

¹ Siehe Durrer, Robert. Die Ruine Attinghausen. In: ASA 31, 1898, S. 47ff. und S. 79ff. Die Resultate der neueren Forschung bei Meyer, Werner. Attinghausen 1979. Vorläufiger Bericht über die Ausgrabungs- und Restaurierungsarbeiten im Sommer 1979. In: Nachrichten des schweizerischen Burgenvereins 1979, Nr. 6, S. 45ff.; Meyer, Werner. Die Untersuchungen auf der Burgruine Attinghausen. In: Die bösen Türlen. Archäologische Beiträge zur Burgenforschung in der Schweiz. Olten 1984, S. 7ff.

² Ausgrabung Pfarrkirche Seedorf durch J. Bürgi 1972; Publikation noch ausstehend.

³ Siehe Vorbericht von Sennhauser, Hans Rudolf. Ausgrabung und Bauuntersuchung in Sankt Martin, Altdorf. In: Die Pfarrkirche Sankt Martin zu Altdorf. Altdorf 1971, S. 22ff.

⁴ Lehner, Hans-Jörg. Die Ausgrabung in der Pfarrkirche St. Andreas in Attinghausen. In: Hist. Neujahrsblatt Uri 1982/83, S. 113ff.

⁵ Lehner, Hans-Jörg. Restaurierung der Kirche St. Michael, Gurtnellendorf. Bericht des Archäologen. In: Gotthard-Post/Urner Wochenblatt vom 11. 8. 1984. Ein ausführlicher Grabungsbericht ist im Urner Staatsarchiv deponiert und harret der Veröffentlichung.

⁶ Kurzzusammenfassung der Resultate bei Lehner, Hans-Jörg. Jagdmattkapelle Erstfeld. Schweizer Kunstführer. Basel 1980. Der ausführliche Grabungsbericht (Lizentiatsarbeit Universität Zürich) ist im Pfarrarchiv Erstfeld und im Staatsarchiv Uri deponiert.

⁷ Siehe Anm. 1.

Zwing Uri⁸ erwähnt. Ebenfalls erforscht ist eine verlassene Alpsiedlung (Wüstung) ob Hospental.⁹ Auf der Zwing Uri gelang es zum ersten Mal, Siedlungsspuren, die bis in die Mittelbronzezeit (um 1500 v. Chr.) zurückreichen, zu fassen.¹⁰ Der sogenannte «Goldschatz von Erstfeld» datiert aus der jüngeren Eisenzeit (um 400 v. Chr.).¹¹ Viele Streufunde aus verschiedenen Zeiten (zum Beispiel das Bronzemesser aus der Zeit um 800 v. Chr., das in der Jagdmattkapelle aufbewahrt wird) machen deutlich, dass das Reusstal seit urgeschichtlicher Zeit zumindest dünn besiedelt und mehrere Pässe begangen waren. Die relativ geringe Zahl archäologisch gesicherter Funde ist somit nicht als Zeichen einer erst spät einsetzenden Besiedlung, sondern schlicht als Forschungslücke zu werten.

DIE ALTE KIRCHE GÖSCHENEN

Seit der Profanierung der Kirche im Jahre 1902 sind kaum mehr die nötigsten Unterhaltsarbeiten ausgeführt worden. Das Äussere ist unansehnlich, die Dächer sind teilweise undicht, und im Innern bröckelt der Putz ab. Auch musste die Kirche seither den verschiedensten Zwecken dienen: Käselager der Armee, Probelokal der Musikgesellschaft, Feuerweherschuppen und Depot einer Baufirma. Der neuen Nutzung wegen sind auf der Nordseite zwei grosse Öffnungen ins Mauerwerk eingebrochen worden, und das Innere erhielt einen Kalkanstrich.

Lange Zeit stand der Abbruch des Bauwerkes zur Diskussion. Dem mehrfach erfolgten Ruf ist glücklicherweise nicht stattgegeben worden, nicht zuletzt dank den Schriften des Göschener «Dorfhistorikers» Dr. Edwin Muheim. Eine Stiftung von zumeist Göschener Bürgern hat sich der Kirche angenommen, um sie in Zusammenarbeit mit Fachleuten zu restaurieren. Als «Ort der Begegnung» soll sie wieder eine würdige Verwendung finden. Im Einvernehmen mit dem Bund (Amt für Forstwesen und Heimatschutz) und der Urschweizer Denkmalpflege beschloss man, vor der eigentlichen Restaurierung eine Untersuchung der Bodenzone und des Aufgehenden durchführen zu lassen, um einerseits Auskünfte über die geschichtliche Entwicklung und andererseits Hinweise für eine fachgerechte Restaurierung zu erhalten. Dieser erste Arbeitsschritt konnte dank Subventionszusagen von Bund und Kanton im Winter 1987/88 angegangen werden.

⁸ Meyer, Werner. Zwing Uri 1978. Vorläufiger Grabungsbericht. In: Nachrichten des schweiz. Burgenvereins 1978, Nr. 6; Meyer, Werner. Die Ausgrabungen auf Zwing Uri. In: Die bösen Türnli. Archäologische Beiträge zur Burgenforschung in der Schweiz. Olten 1984, S. 63ff.

⁹ Meyer, Werner. Blumenhütte 1983. Vorbericht über die Ausgrabung einer hochalpinen Wüstung am Gotthard. In: Nachrichten des schweiz. Burgenvereins 1983, Nr. 6, S. 42ff.

¹⁰ Siehe Anm. 8.

¹¹ Wyss, Rene. Der Schatzfund von Erstfeld. Frühkeltischer Goldschmuck aus den Zentralalpen. Zürich 1975. Eine andere Interpretation im Katalog: «Die Kelten in Mitteleuropa». Salzburg 1980, S. 282–284.



Abb. 1:

Göschenen am Fuss des St. Gotthard: Sepiazeichnung von Franz Xaver Triner aus der Zeit um 1800. Gut erkennbar die Lage der Kirche im alten Dorf; von der Kirche selbst sind lediglich der Turm, die Dächer und eine Giebelwand zwischen Chor und Schiff samt Rundfenster zu sehen. Gemäss unseren Untersuchungen waren aber Chor und Schiff immer unter durchlaufendem First auf gleicher Höhe zusammengefasst; auch das Rundfenster in der Giebelwand ist eine Erfindung Triners und hat in Wirklichkeit nie existiert. Foto Staatsarchiv Uri.

Mit der Bauanalyse wurde das Bureau von lic. phil. Hans-Jörg Lehner, Aven/Conthey, beauftragt. Die Abklärungen am Aufgehenden erfolgten im August/September 1987; diejenigen in der Bodenzone dauerten von Ende November 1987 bis Ende Januar 1988. Nachuntersuche (zum Beispiel ausserhalb in den Entwässerungsgräben) konnten im Verlaufe des Sommerhalbjahres 1988 vorgenommen werden.

Örtlicher Grabungsleiter war Daniel Vogt, unterstützt von Hanna Züllli, der die zeichnerische Dokumentation oblag. Zeitweilig im Einsatz waren zudem die beiden Studenten Patrick Elsig und Bertrand Cottet. Die wissenschaftliche Aufsicht lag beim Berichtstatter, assistiert von lic. phil. Alessandra Antonini. Besonders gefreut hat uns die Mitarbeit von Herrn Alois Indergand-Siegwart, Altdorf, der während längerer Zeit unentgeltlich und tatkräftig mithalf. Einen weiteren Dank richten wir an alle beteiligten Behörden und Privatpersonen, die unsere Arbeit mit Interesse verfolgten und uns jedmögliche Unterstützung zukommen liessen; namentlich erwähnt seien der Bundes-Experte Prof. Dr. W. Meyer sowie Prof. Dr. H. R. Sennhauser, denen wir für ihre Beratung vor Ort danken.

Über die Anfänge der christlichen Kultstätte in Göschenen schweigt die schriftliche Überlieferung. Die Forschung nimmt allgemein an, dass mit der Erschliessung der Schöllenschlucht um 1200 und dem damit sprunghaft ansteigenden Verkehrsaufkommen über den Gotthardpass hier in Göschenen, der letzten Siedlung vor der Schlucht, zumindest eine Wegkapelle gestanden haben dürfte. Erstmals erwähnt wird die Kapelle «Unserer lieben Frau» in Göschenen in einem Ablassbrief von 1341.¹² Ablässe stehen meist in Zusammenhang mit Um- oder Neubauten von Gotteshäusern. Göschenen gehörte anfänglich zur Landespfarre Silenen, dann wohl seit 1439 zur Kirche von Wassen. 1511 weihet der Konstanzer Weihbischof Balthasar die Kapelle neu ein.

1556 wird eine Kuratkaplanei gestiftet; ein ständiger Kaplan weilt aber erst seit 1641 in Göschenen.¹³

1625 erhält die Kapelle ein ewiges Licht und 1669 eine Kirchenglocke.¹⁴ Die zwei grössten Glocken tragen die Jahrzahl 1689. Kurz vor 1690 zerstört eine Feuersbrunst die Kapelle: «jetz ganz abgebrunnen».¹⁵

Um 1724 erhält die Kapelle einen neuen Hochaltar¹⁶, während der alte gotische Altar als Seitenaltar weiter zu bestehen scheint. 1739/40 ist wiederum von einem «neuen Altar», vermutlich einem Seitenaltar, die Rede. 1743 wird eine Turmuhr installiert, und 1755 werden die Wände mit einem Kreuzweg geschmückt.¹⁷ 1777 entsteht je ein Deckenbild in Chor (Dreifaltigkeit) und Schiff (Mariae Himmelfahrt); der Maler – Jakob Blo – ist sonst unbekannt. 1783 wird der Kapelle das Taufrecht zugestanden.

Im Revolutionsjahr 1798 plündern die Franzosen die Kapelle, so dass «nur die zerstückten Bilder und die vier Mauern des Gotteshauses blieben».¹⁸ 1860 (Jahrzahl auf dem Westportal) wird das Kirchenschiff um rund zwei Meter nach Westen verlängert, das Chor mit einem neuen, heute noch erhaltenen Deckenbild verziert und die Zwiebelhaube des Turmes durch ein Pyramidendach ersetzt.

¹² Die nachstehenden historischen Daten haben wir weitgehend einem im Jahre 1981 gefertigten Gutachten des damaligen Urner Staatsarchivars Dr. Hans Stadler entnommen; ebenso die Hinweise auf die schriftlichen Quellen. Zum Ablassbrief von 1341 siehe QW 1/3, S. 238ff.

Es ist Dr. E. Muheim, Mairengo, aufgefallen, dass sich im Urnerland die Ablassbriefe im 14. Jahrhundert häufen: 1318 für die Pfarrkirche Erstfeld, 1326 für Bürglen, 1339 für Silenen und die beiden Kirchen in Erstfeld, 1341 für Göschenen und 1370 für Altdorf. Bei einem einzigen Ablass (1318 für Erstfeld) lässt sich sicher feststellen, dass er von einem Erzbischof während seiner Reise über den Gotthard gewährt wurde.

¹³ Neues Jahrbuch Wassen, S. 587.

¹⁴ Altes Jahrbuch Wassen, Urben von 1684.

¹⁵ Gemeindeversammlungsprotokollbuch vom 26. 6. 1690.

¹⁶ Siehe dazu: Steinmann, Othmar. Der Bildhauer Johann Ritz von Selkingen und seine Werkstatt 1666–1729. Sitten 1952, S. 52.

¹⁷ Urkunde im Pfarrarchiv Göschenen.

¹⁸ Pfarrarchiv Göschenen, ältestes Taufbuch, Fol. 13.

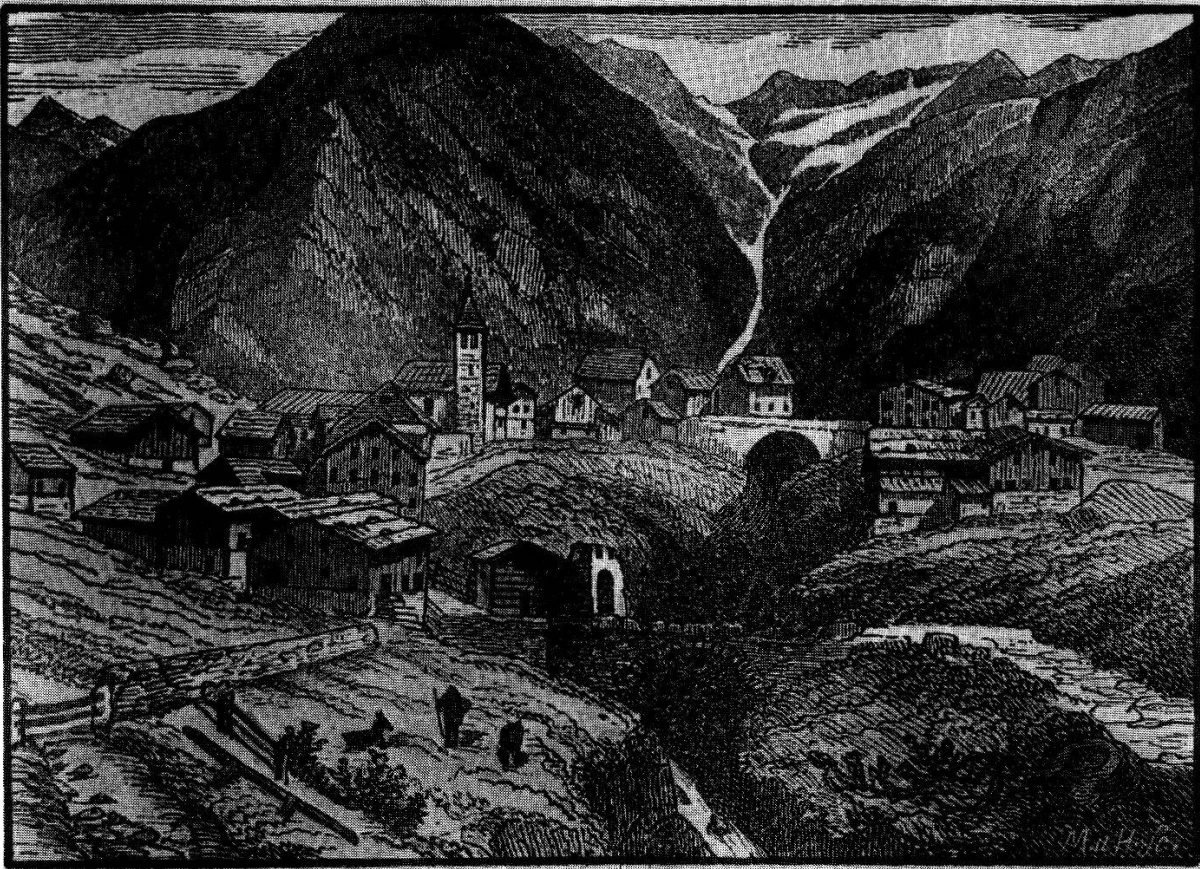


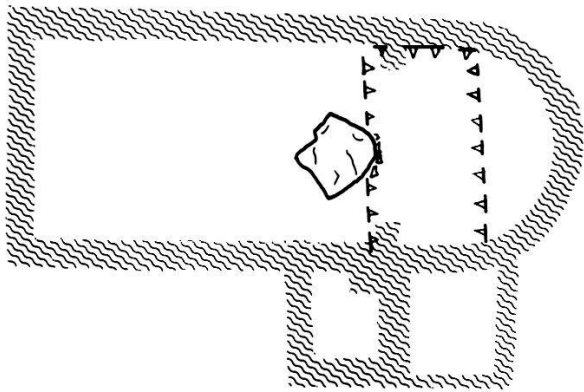
Abb. 2:

Göschenen: Holzschnitt aus der Zeit um 1830; die Kirche ist gegenüber ihrer tatsächlichen Position um 90 Grad abgedreht. Reproduktion der Abbildung im «Vaterland» vom Donnerstag, 14. März 1985.

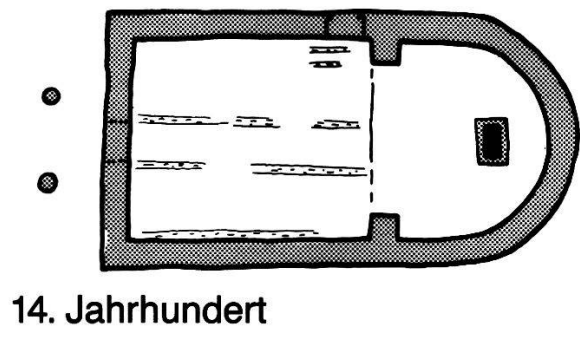
1875 erfolgt die Abkürzung von Wassen. Göschenen ist nun politisch und kirchlich selbständig und legt als erstes einen eigenen Friedhof an.

1897 entscheidet sich die Gemeinde für den Bau einer neuen Kirche an anderem Standort. Nach ihrer Weihe im Jahre 1900 wird die alte Kirche 1902 profaniert, ihre Ausstattung verkauft und der Bau der Gemeinde zur Verfügung gestellt. Ein Gesuch, die Kirche den Protestanten zu überlassen, wird vom bischöflichen Ordinariat in Chur abgelehnt. Der Bau diente, wie oben erwähnt, fortan verschiedenen Zwecken.

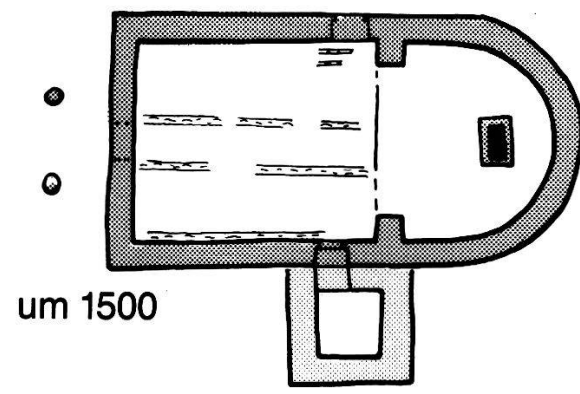
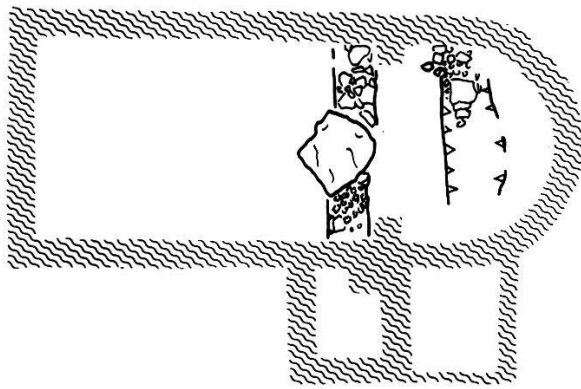
Alte Ansichten der Kirche sind rar. Eine Zeichnung von Franz Xaver Triner um 1800 zeigt Dorf und Kirche von Osten her (Abb. 1). Deutlich erkennbar ist der Glockenturm mit Zwiebelhaube und Uhr. Das Chor ist durch ein Haus verdeckt. Man sieht lediglich ein kleines Rundfenster im Giebelfeld, das darauf hinweist, dass das ehemalige Chordach tiefer ansetzte; heute sind Chor und Schiff unter einem First zusammengefasst. Zwei Zeichnungen von Karl Lusser aus den Jahren 1817 und 1835 bringen keine zusätzlichen Erkenntnisse. Dasselbe gilt für eine anonyme Zeichnung von 1829 und für einen Stich von Cockburg aus dem Jahre 1820.



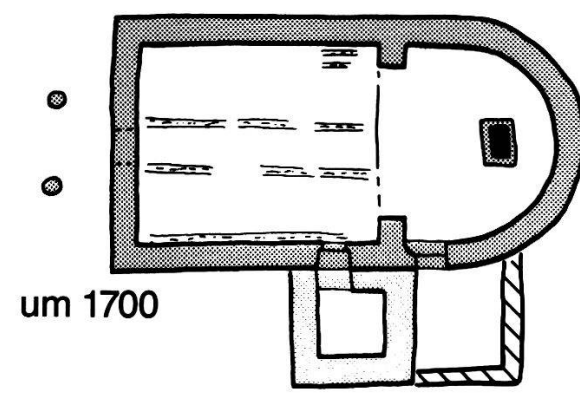
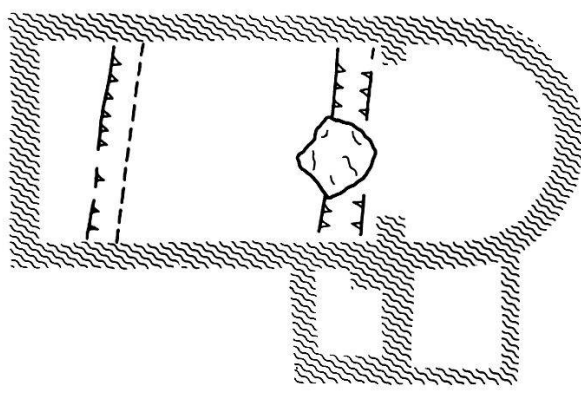
um 1200



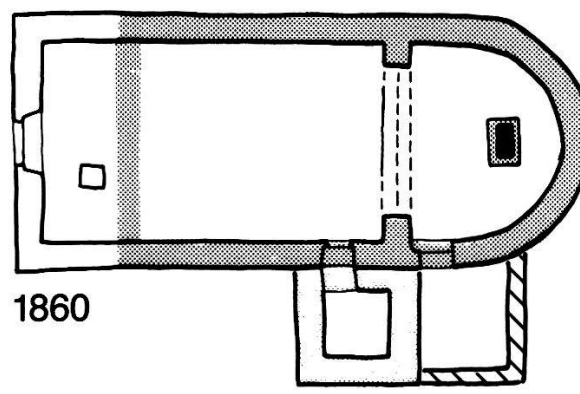
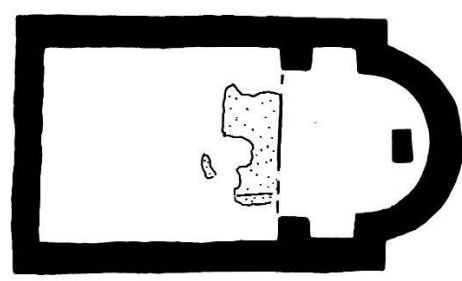
14. Jahrhundert



um 1500

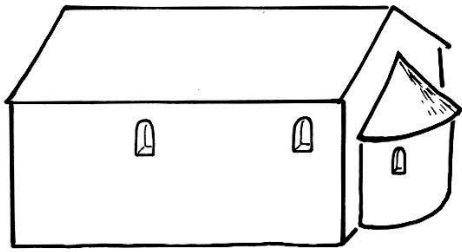


um 1700

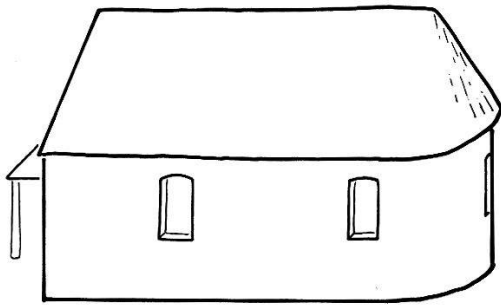


1860

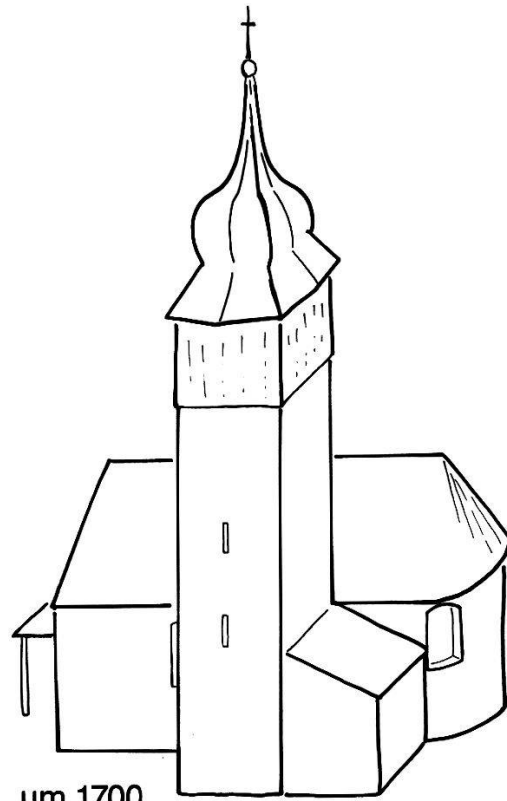
Abb. 3:
Alte Kirche Göschenen: Bau-Entwicklung.



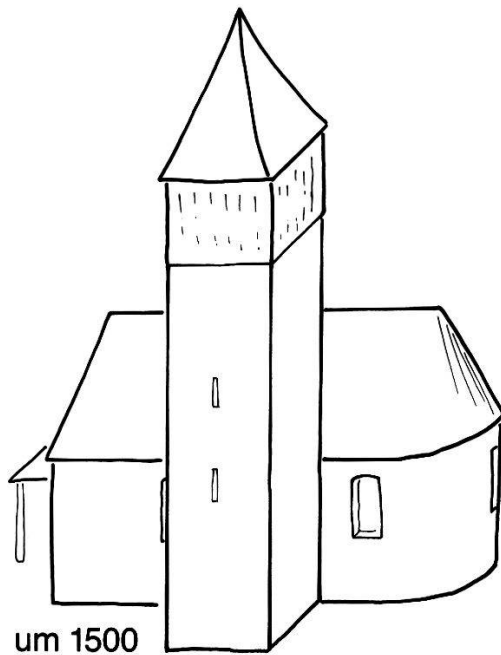
um 1200



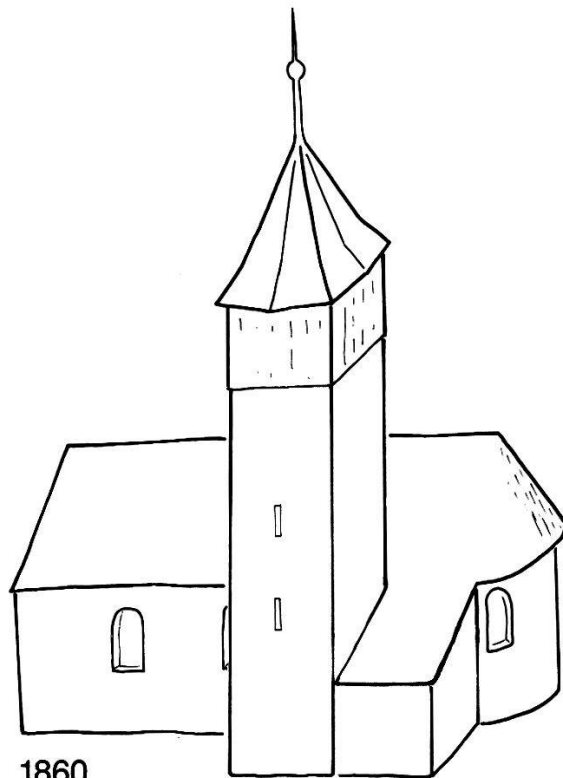
14. Jahrhundert



um 1700



um 1500



1860

Abb. 4:
Alte Kirche Göschenen: Rekonstruktionen.

Eine weitere Darstellung, die nach E. Muheim um 1830 entstand – sie bildet bereits die kurz zuvor erbaute neue Brücke der Kantonsstrasse ab –, zeigt die Kirche um fast 90 Grad nach Süden abgedreht (Abb. 2). Das zentrale Fenster in der Südwand beweist, dass damals die Kirche noch nicht verlängert war. Der Turm weist fälschlicherweise einen Spitzhelm auf (im Gegensatz dazu der Stich von Karl Lusser von 1835, auf dem noch deutlich die Zwiebelhaube erkennbar ist). Ausserdem fehlt der halbrunde Chorabschluss, ein Umstand, der in der Literatur – fälschlicherweise, wie wir heute wissen – zur Annahme verleitet, die Chorapsis sei erst anlässlich der Kirchenrenovation von 1860 angefügt worden.

Zusammenfassend ist zu bemerken, dass sämtliche Abbildungen eigentlich nur über den Glockenturm Auskunft geben. Die einzige Darstellung, welche die Kirche deutlich zeigt, ist derart ungetreu (fehlendes Chor, falsche Turmbekrönung), dass sie als Bildquelle unbrauchbar ist. Bildmaterial, welches das Kircheninnere zeigt, scheint vollständig zu fehlen.

DIE GRABUNGSERGEBNISSE IM ÜBERBLICK (Abb. 3 und 4)

Die heutige Kirche entstand wohl im 14. Jahrhundert (um 1341?), steht aber zum Teil auf älteren Fundamenten. Um 1500 wurde der Glockenturm, vor 1690 die Sakristei angefügt. 1860 erforderten gestiegene Platzbedürfnisse eine Verlängerung des Schiffes nach Westen. Die älteren Fundamente gehören zu einer Kapelle, deren Schiffgrundriss identisch ist mit dem der heutigen Kirche, deren Chorapsis aber um Mauerstärke eingezogen ist. Sie dürfte im 11./12. Jahrhundert entstanden sein.

Noch älter sind zwei mit Abbruchmörtel gefüllte Mauergruben. Es sind dies wohl die spärlichen Überreste einer ersten christlichen Kultstätte. Ihr Westabschluss lag an derselben Stelle wie beim jüngeren Bau.

Zwei trocken verlegte, von Norden nach Süden verlaufende Mauerfundamente sind mit grosser Wahrscheinlichkeit noch älteren Datums; ihre Funktion bleibt offen. Denkbar wäre eine Wegkapelle oder ein gemauerter Profanbau.

Ältestes nachweisbares Kulturzeugnis bildet eine ins natürliche Erdreich künstlich abgetiefte Grube, die sich auf einer Seite gegen einen grossen Felsen lehnte. Etliche in der Auffüllung gefundene Fragmente von Hüttenlehm weisen auf eine Grubenhütte hin; andere Hinweise, wie etwa Pfostenlöcher, fehlen aber.

DIE GRABUNGSERGEBNISSE IM EINZELNEN

Die Untersuchungsergebnisse gliedern wir hier entsprechend der praktischen Grabungsarbeit, bei der wir von oben nach unten, das heisst, vom jüngsten allmählich zum ältesten Element vorgedrungen sind.



Abb. 5:

Alte Kirche Göschenen: Das Kircheninnere gegen Osten mit provisorisch abgestütztem Chorbogen. An den Wänden erste Freilegungen des Restaurators Peter Stöckli, Stans. Das grosse Portal links ist erst zu Beginn unseres Jahrhunderts ausgebrochen worden.

Die heutige Kirche

Die bestehende Kirche ist mit Ausnahme übernommener Fundamente im Vorchorbereich eine bauliche Einheit. Das halbrunde, leicht gestelzte Chor geht aussen ohne Absatz in die Schiffslängsmauern über. Innen wird die Trennung zwischen Altarraum und rechteckigem Laienschiff (6 × 7 m Lichtmass) durch zwei eingestellte Zungenmauern markiert, über denen sich heute ein runder Triumphbogen spannt. Ehemals aber war dieser spitzbogig, und am Bogenansatz kragten beidseits je eine Kämpferplatte aus Gneis vor, die bei der späteren Bogenveränderung zurückgearbeitet wurden, so dass sie heute nur noch als Relikte zu erkennen sind. Der Lichteinfall war spärlich: Im Chor öffneten sich je ein Fenster gegen Süden und Osten (beide später vermauert), im Schiff je eines gegen Norden und Süden. In der 1860 abgebrochenen Westwand befanden sich mindestens ein weiteres Fenster sowie der Haupteingang. Ein weiterer Zugang aus grossformatigen Gneis-Quadern (heute vermauert) befindet sich in der Nordwand.

Einbauten in der Bodenzone sind leider nur wenige nachweisbar, da spätestens mit dem Einzug eines Zementbodens (nach der Profanierung) die älteren Überreste



*Abb. 6:
Alte Kirche Göschenen: Innenraum gegen Westen mit Schiffsverlängerung von 1860; an der Westmauer
Abdruck einer Empore über dem Portal.*

weitgehend zerstört wurden. Nach dem Entfernen des Zementgusses samt Wandkiesunterlage sah man auf gut der Hälfte der Grabungsfläche bereits den natürlich gewachsenen Boden (Silt), so dass sich hier die Suche nach archäologischen Relikten erübrigte. Erhalten hat sich im Chor hingegen der Unterbau des gemauerten Hochaltars. Der Fundamentblock ($1,35 \times 1,0$ m) war ursprünglich deutlich kleiner (Abb. 8, Nr. 3), stammte vermutlich noch aus der Vorgängerkapelle und ist später (beim Bau der heutigen Kirche?) auf drei Seiten durch gestellte Steinplatten vergrößert worden. Direkt nördlich des Altars liegen mehrere auf Sand verlegte Steinplatten unterschiedlichsten Formates (auf den Grundrissplänen nicht eingezeichnet; siehe Abb. 11). Ob dieser Chorboden aus der Bauzeit stammt oder ob er zu einer jüngeren Bauphase gehört, lässt sich nicht entscheiden.

Im Schiff haben wir direkt vor dem Triumphbogen Reste eines mehrfach ausgebesserten Mörtelbodens (Abb. 8, Nr. 8) gefunden, der genau auf der Westflucht des Chorbogens eine Angusskante aufweist: Er muss hier gegen eine oder mehrere Chorstufen angeschlossen haben. Der gleiche Mörtelboden zeigt 1,50 Meter vor der Südmauer eine gerade, von Osten nach Westen verlaufende Kante gegen eine mit Mörtel gebundene Steinreihe, die offenbar zu einem Einbau gehörte. Nach der Lage

in der Schiff-Südostecke dürfte hier ein Seitenaltar gestanden haben, zu dem die gemörtelte Steinlage als Unterbau des Suppedaneums (Altarpodest) diente. Vom Altar selber sind indes weder am Boden noch an den Wände Spuren erhalten geblieben¹⁹ (Abb. 12).

Jünger als der Mörtelboden und teilweise in diesen eingelassen sind längs verlaufende Holzbalken (Abb. 8, Nr. 7), die als Substruktion zu einem jüngeren Bretterboden gehören, der sich mangels Funden aber nicht genauer datieren lässt.

Westlich ausserhalb der Kirche (heute im Bereich der Schiffsverlängerung von 1860) befinden sich im Abstand von 1,90 m zur Westmauer (Abb. 8, Nr. 2) zwei im Durchmesser gut 0,5 m breite und 0,55 bis 0,75 m tiefe, mit losem Abbruchmaterial gefüllte Löcher – offensichtlich die Pfostengruben zu Stützen einer ehemaligen Vorhalle, zu der auch die mit Mörtel gebundenen Steine (Abb. 8, Nr. 12) gehören (wohl Unterlage zum Mörtel- oder Steinplattenbelag im Eingangsbereich).

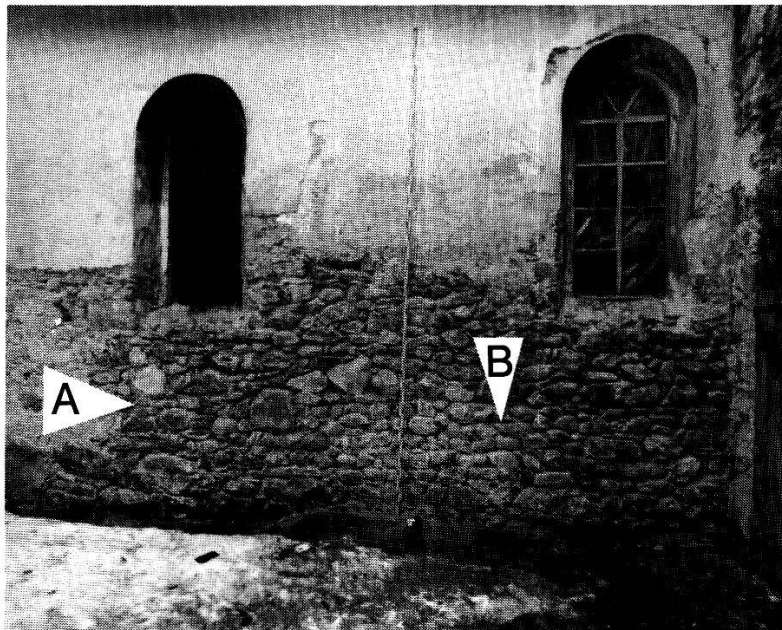


Abb. 7:
Alte Kirche Göschenen: Aussenansicht der Schiff-Südfassade. Ganz rechts der um 1500 ange-setzte Turm. Der Pfeil A verweist auf den Ausbruch der alten Schiffswand (Verlängerung um 1860); Pfeil B zeigt auf eine horizontale Arbeitsfuge im alten Mauerwerk.

Mauerfundamente und Aufgehendes: Der Aufbau der Fundamente lässt sich am besten an der 1860 abgetragenen Westmauer (Abb. 8, Nr. 2) ablesen: Das Fundament ist beidseits in Grube gegossen und zeigt stark vorquellende Mörtelwülste. Die Verblendungen bestehen aus quer zum Mauerverlauf eingebundenen Gneisbruch- und Lesesteinen, meist 0,15 bis 0,30 m lang und 0,10 bis 0,30 m hoch, die in regelmässigen Lagen aufgeschichtet sind. Lediglich im untersten Fundamentbereich unterbrechen einzelne grosse Felsblöcke von bis zu 1,0 m Länge und 0,80 m Höhe die Lagen. Den Mauerkern füllen kleinere (0,05 bis 0,20 m) Lese- und Bollen-

¹⁹ Ein Seitenaltar wird erstmals anlässlich der Weihe vom 5. 11. 1511 erwähnt (siehe Gfr. 47, 133). Dieser Seitenaltar muss auf der Südseite vor dem Choreinzug gestanden haben, denn auf der Nordseite war wegen des damals noch nicht geschlossenen Seiteneinganges kein Platz vorhanden.

steine sowie grössere Steinsplitter. Der Fundamentmörtel ist zementhart «verbacken» und besteht hauptsächlich aus dunkelgrauen Sandkörnern (0,5 bis 3 mm). Auf der Oberfläche der Abbruchkrone finden sich zwei kleinere Backsteinfragmente mitvermauert, deren Format aber nicht mehr bestimmbar ist. Da wir die alten Verputzschichten innen und aussen nach Möglichkeit beibehalten wollten, konnte das aufgehende Mauerwerk praktisch nur dort beobachtet werden, wo Zementflicke zu entfernen waren oder der Verputz von selbst abgefallen ist. Das bedeutet, dass wir innen nur einen schmalen Steifen im Übergangsbereich Fundament–Aufgehendes und aussen die untersten 0,50 bis 2,0 m der Mauern näher betrachten konnten. Das Mauerwerk ist hier lagig aufgebaut, wobei recht häufig zwei kleinere Steine übereinander eine Lage füllen und umgekehrt auch grössere Steine den Platz von zwei Lagen einnehmen. Das am häufigsten verwendete Material sind Gneis-Lesesteine. Wo sie nicht mehr oder weniger quaderförmig sind, dienen kleinere Bollen- und Bruchsteine als «Füllsel». Der Mörtel ist im Gegensatz zum Fundament weniger hart (nicht «verbacken») und von bunterer Farbe (gelbe Kalkeinschlüsse).

Auf zirka 1,50 m Höhe der Schiffsmauern ist klar eine horizontale Fuge zu erkennen (Abb. 7). Doch weder hier noch zwischen Fundament und Aufgehendem lassen sich Bauphasen aus verschiedenen Zeiten herauslesen (zum Beispiel eine Teilenerneuerung der Mauern). Bei der horizontalen Fuge weist der untere Mörtel eine mit der Kelle abgestrichene Oberfläche auf, und es fehlen Steinnegative, wie sie bei einem Teilabbruch entstehen. Die Grenze ist demnach eindeutig nur als Arbeitsetappe im Bauvorgang zu interpretieren.

Der ursprüngliche Aussenputz (einschichtig, mit der Kelle leicht abgeglättet und wohl fresco mit Kalkmilch geschlemmt) hat sich – trotz des harten Klimas – erstaunlich gut und auf grossen Flächen erhalten. Er soll im Rahmen der Restaurierung beibehalten und – wo nötig – ergänzt beziehungsweise ausgebessert werden. Im Chor reicht er bis zum Dachansatz, im Schiff hingegen bis zur drittobersten Steinlage. Die daraufliegenden zwei Steinlagen sind hier mit dem neuen Dachstuhl (dendrodatiert 1498) erneuert oder allenfalls erst aufgeführt worden. Sie sind ausserdem als einzige mit dem Glockenturm im Verband gemauert.

Innenverputze und Fassungen: Der originale Verputz ist nicht abgeglättet und dementsprechend rauh. Seine Oberfläche weist graue, gelb-braune und sporadisch rote Pigmentkörner (möglicherweise Rest einer Bemalung) auf.²⁰ In einer ersten Erneuerung – architektonische Elemente wurden dabei nicht verändert – ist darauf ein stark abgeglätteter Verputz als Träger einer Malschicht aufgetragen worden, die uns hilft, die Kirche zu datieren. Auf der bis jetzt freigelegten Fläche erkennt man eine kleinformatige, rot gerahmte Bildfolge, die noch «giottesk» anmutet. In einem Feld sieht man den Erzengel Michael mit Schwert (?) und Seelenwaage. Diese Malerei ist dem Stil nach spätestens im 15. Jahrhundert entstanden.

²⁰ Siehe dazu den Untersuchungsbericht von Dr. B. Mühlethaler, Schweiz. Institut für Kunstwissenschaft.

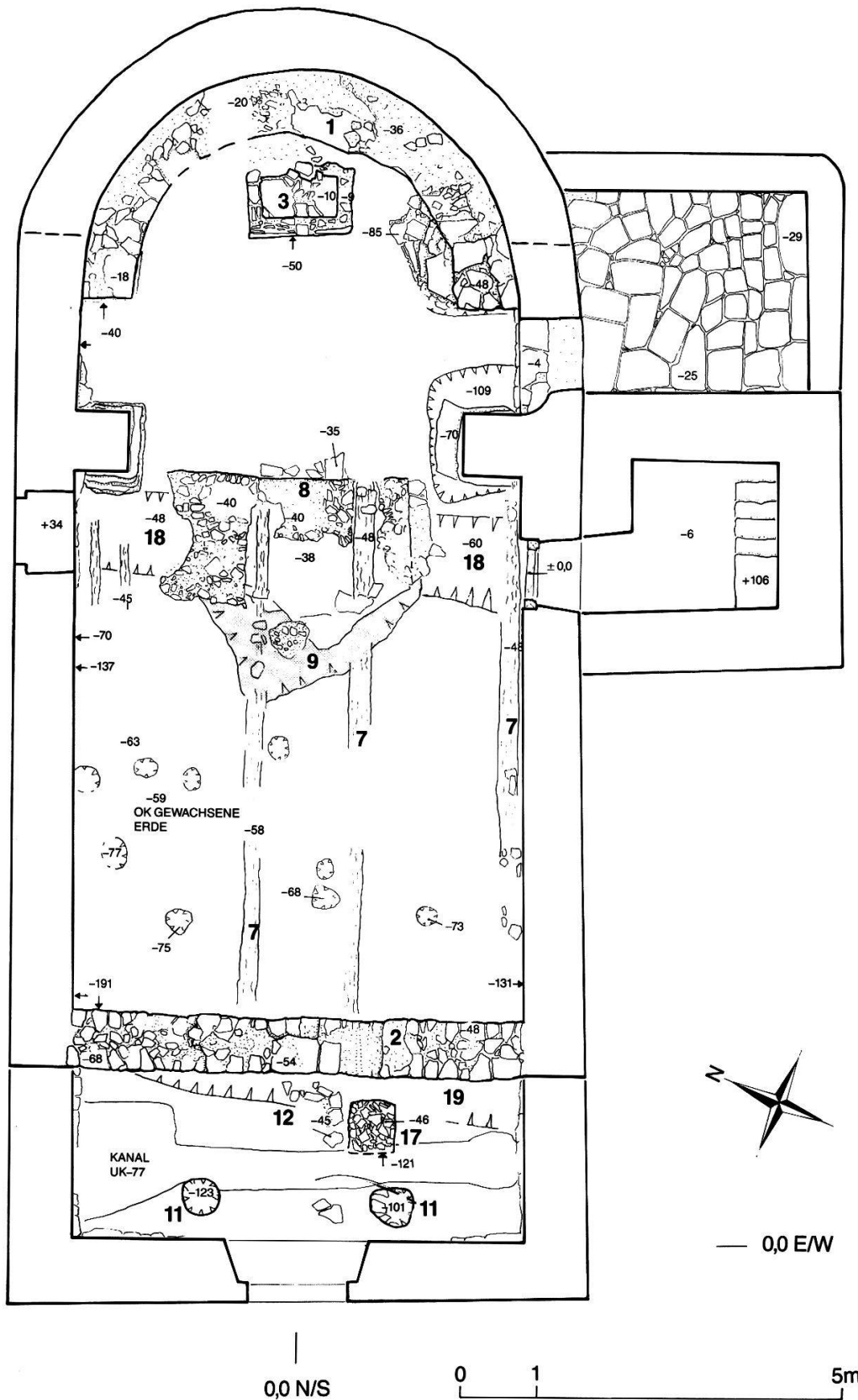


Abb. 8:
 Alte Kirche Göschenen: Grabungsplan Niveau I, Februar 1988. Aufnahme Bureau Hans-Jörg Lehner (A. Antonini).

Der jüngere Verputz weist an der Triumphbogen-Westseite eindeutig Abdrücke von Bretter-Stirnseiten auf. Diese erlauben uns, die Decke über dem Schiff als – allenfalls leicht gebrochene – Holztonne zu rekonstruieren. Da der zweite Verputz an diese Holzdecke zieht, geben uns die Holznegative möglicherweise bereits die Form der ursprünglichen Deckenlösung wieder. Während wir im Schiff die Holzdecke indirekt nachweisen konnten, hat sie sich im Chor unter dem barocken Stuck-Verputz erhalten.²¹



*Abb. 9:
Alte Kirche Göschenen: Schiff-Nordfassade mit ursprünglichem, heute vermauertem Seiteneingang.*

Zur Datierung der heutigen Kirche: Zeitlich eindeutig gesicherte Elemente wie etwa schichtmässig zuweisbare charakteristische Fundobjekte aus der Bodenzone, Fenster mit kunsthistorisch recht genau datierbaren Masswerken oder einigermaßen gut erhaltene Malereien auf dem Originalverputz fehlen. Wir sind deshalb gezwungen, andere, leider weniger genaue Datierungshilfen in Anspruch zu nehmen. Im Vordergrund steht der Mauercharakter: Das fast durchgehend lagig aufgebaute, eher zierliche Mauerwerk ist noch durchaus der romanischen Stilepoche verpflichtet; als spätestmöglicher Zeitpunkt kommt unserer Meinung nach das 14. Jahrhun-

²¹ Sondierung am Nordrand des Chorgewölbes durch den Restaurator P. Stöckli, Stans.

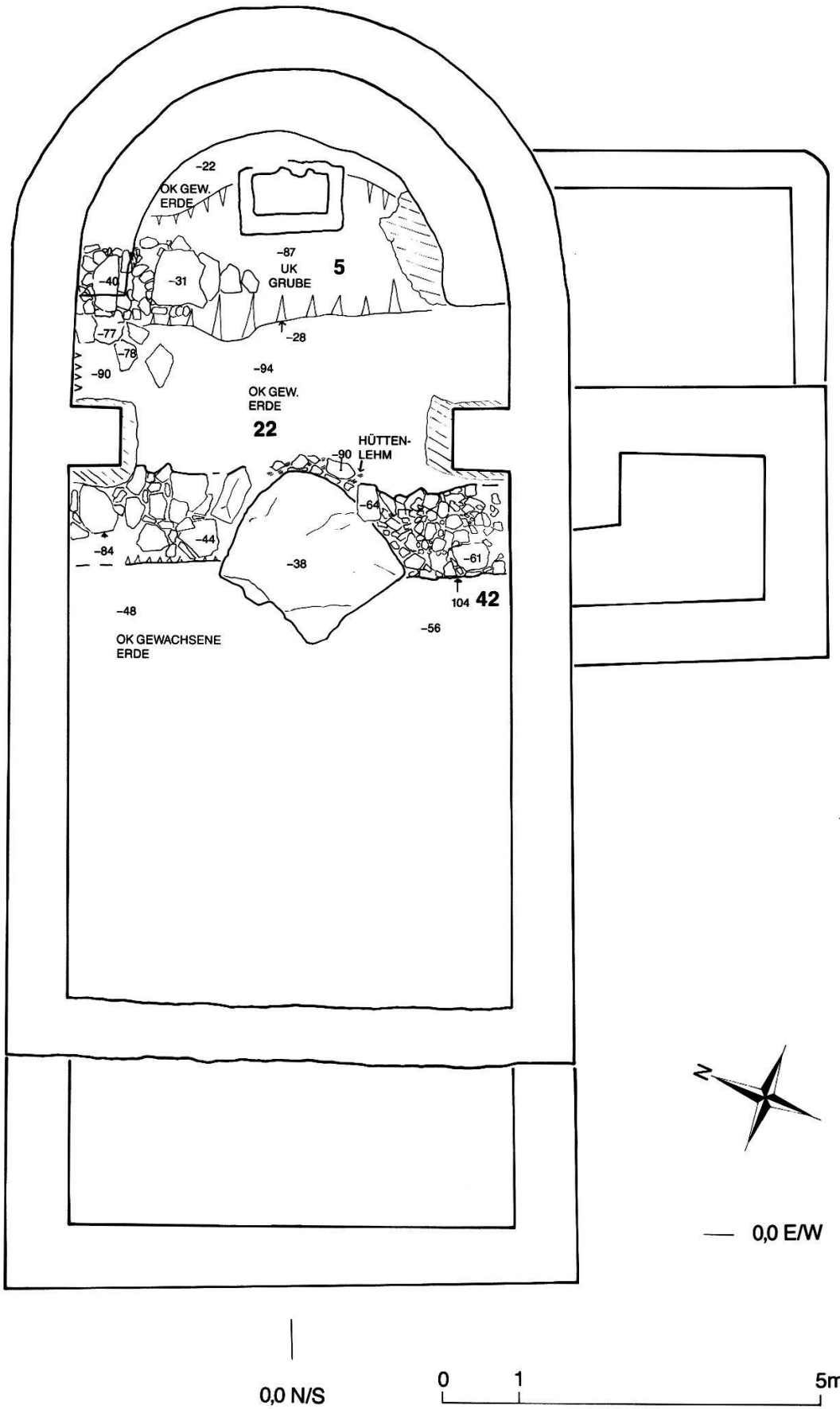


Abb. 10:
 Alte Kirche Göschenen: Grabungsplan Niveau II, Februar 1988. Aufnahme Bureau Hans-Jörg Lehner (A. Antonini).



*Abb. 11:
 Alte Kirche Göschenen: Blick in die Bodenzone des Chores. Die Messlatte liegt auf dem Altarblock; links davon Reste eines unregelmässig verlegten Steinplattenbodens, an den jüngere Bodenplatten (1860?) anschliessen. Der Pfeil oben rechts zeigt auf eine originale Nische in der Chorwand.*

dert in Frage.²² Einen weiteren Anhaltspunkt bilden die spätestens im 15. Jahrhundert entstandenen Malereireste vornehmlich auf der Südwand. Sie geben einen klassischen «terminus ante», zumal sie auf einer Verputzerneruerung liegen und die ältere, rauhe Putzschicht unter anderem Verschmutzungsspuren aufweist, die auf eine gewisse Benutzungsdauer schliessen lassen.

Einen letzten Anhaltspunkt für die Datierung ergeben die schriftlichen Quellen: Das Ausstellen eines Ablassbriefes, wie er 1341 für Göschenen überliefert ist, steht fast immer in Zusammenhang mit Bauvorhaben.

All diese Überlegungen lassen uns – und wir glauben, nicht ohne gute Gründe – den bestehenden Bau ins 14. Jahrhundert, möglicherweise in die Zeit um 1341, datieren.

²² Auch der Bundesexperte, Prof. Dr. W. Meyer, sieht die Entstehungszeit am ehesten im 14. Jahrhundert. Ähnliche Datierungsvorschläge sind auch von weiteren Fachleuten, die unsere Grabung besuchten, gemacht worden.

Veränderungen im Innern der Kirche

Wohl zu Beginn des 17. Jahrhunderts erfährt die Kirche einschneidende Veränderungen; so werden im Chor die zwei ursprünglichen Fenster geschlossen (dasjenige im Norden wohl wegen des Anbaus der Sakristei) und gleichzeitig zwei neue ins Mauerwerk eingelassen. Im Schiff wird das Fenster in der Südwand abgeändert und die Seitentüre im Norden vermauert. Der Chorbogen wird von der Spitzform ins Halbrund übergeführt, und das ganze Kircheninnere erhält einen neuen Verputz mit Malereien: dekorative, grüne Ranken um die Fenster, im Schiff Apostelkreuze, auf der Westseite des Triumphbogens Mariae Verkündigung und auf der Triumphbogen-Unterseite im Norden eine Schmerzensmadonna; ihr gegenüber ist die Darstellung von Johannes (noch nicht freigelegt) zu ergänzen. Maria und Johannes bilden eine typische Kreuzigungsgruppe, deren Zentrum – die plastische Wiedergabe Christi am Kreuz – leider nicht erhalten ist.

Im Jahre 1777 (Datum am Deckenbild) erhält das Schiffgewölbe eine neue Tonne (Gips auf dicken Holzlatten) samt umlaufendem Stuckgesims sowie ein mit «Jakob



Abb. 12:

Alte Kirche Göschenen: Schiff-Osthälfte und Chor. Das Metermass liegt auf einem mehrfach ausgebeßerten Mörtelboden; rechts aussen vor dem Triumphbogeneinzug der mutmassliche Standort des 1501 erwähnten Seitenaltars. In den beiden «schwarzen Löchern» im Vordergrund liegt Holzkohle, die von der «Sprengung» eines zu hoch aufragenden Felsens stammt (vgl. Abb. 17).

Blo» signiertes Deckenbild.²³ Das Gemälde zeigt die Himmelfahrt Mariae. Ein weiteres Deckenbild mit der Darstellung der Dreifaltigkeit soll gleichzeitig im Chor entstanden sein. Dabei ist das Chorgewölbe, eine bisher auf Sicht berechnete Bretterkonstruktion, mit Gips überzogen und das hölzerne Profil beim Übergang zur Wand mit einem Kranzgesimse aus Stuck verkleidet worden.

1860 (Jahrzahl über dem Westportal) drängt sich eine Vergrößerung der Kirche auf: Die alte Westmauer wird niedrigerissen und der Kirchenraum um gut 2 Meter nach Westen verlängert. Gleichzeitig zieht man, wie Abdrücke an den Wänden zeigen, eine Empore ein. Rechts neben dem Eingang wird der Taufstein (Abb. 8, Fundament Nr. 17) errichtet. Das Schiff erhält eine zweite Fensterachse, und alle übrigen Fenster werden der neuen Form angeglichen (schmäler und oben halbrund geschlossen).

Im Chor wird das 1777 aufgetragene Gipsgewölbe samt Deckenbild entfernt und durch eine neues ersetzt. Die dünne Holzlattung für den Gipsverputz wird aber wiederum am alten Holzgewölbe befestigt. Ein neues Deckenbild, signiert «Rudin», schmückt seither das Chor.

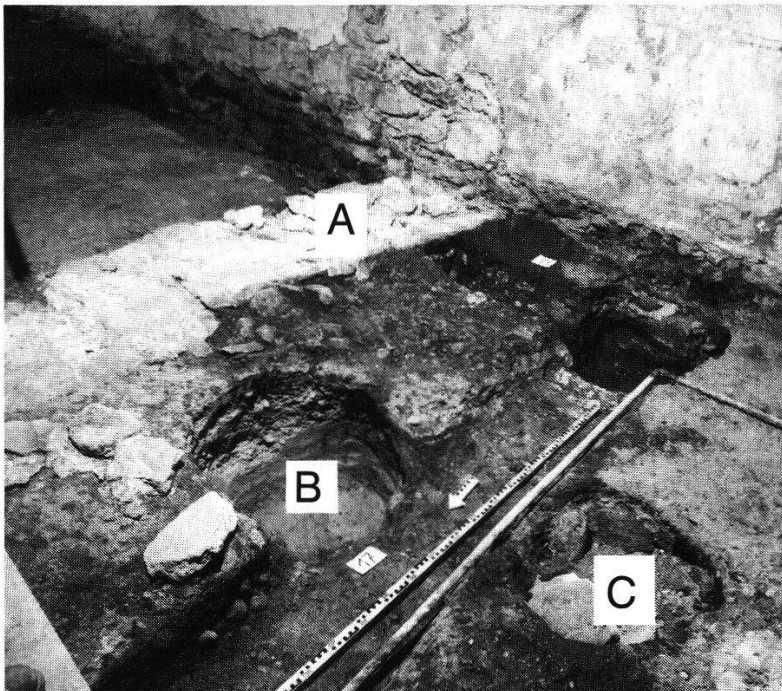


Abb. 13:
Alte Kirche Göschenen: Südwest-
ecke der heutigen Kirche. A = alte
Westmauer bis 1860; B = Tauf-
steinfundament (ab 1860); C =
Stützenfundament einer Vorhal-
le (vor 1860).

Anbau von Glockenturm und Sakristei

Kurz vor 1500, wie die dendrochronologischen Untersuchungen ergeben haben, wird der Glockenturm errichtet. Sein durch die Kirchenwand geschlagener Zugang stört die oben erwähnte Malerei mit roter Feldrahmung und wird von der jüngeren

²³ Über diesen Künstler ist uns weiter nichts bekannt.

Abb. 14:

Alte Kirche Göschenen: Südseitiger Turmeingang. Die urtümlich anmutenden Steinblöcke des Rundbogens hier wohl in Zweitverwendung; sie stammen möglicherweise vom ehemaligen Meierturm gleich östlich der Kirche.

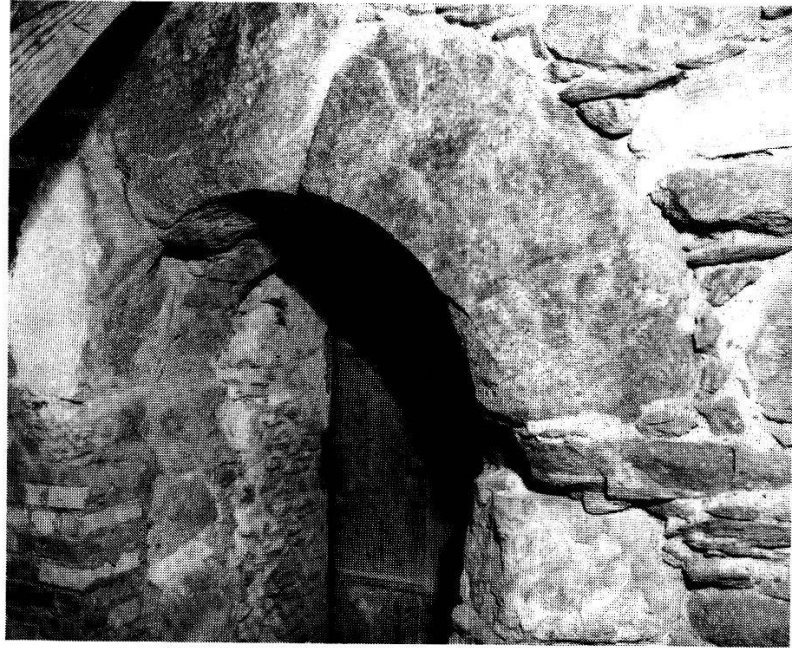
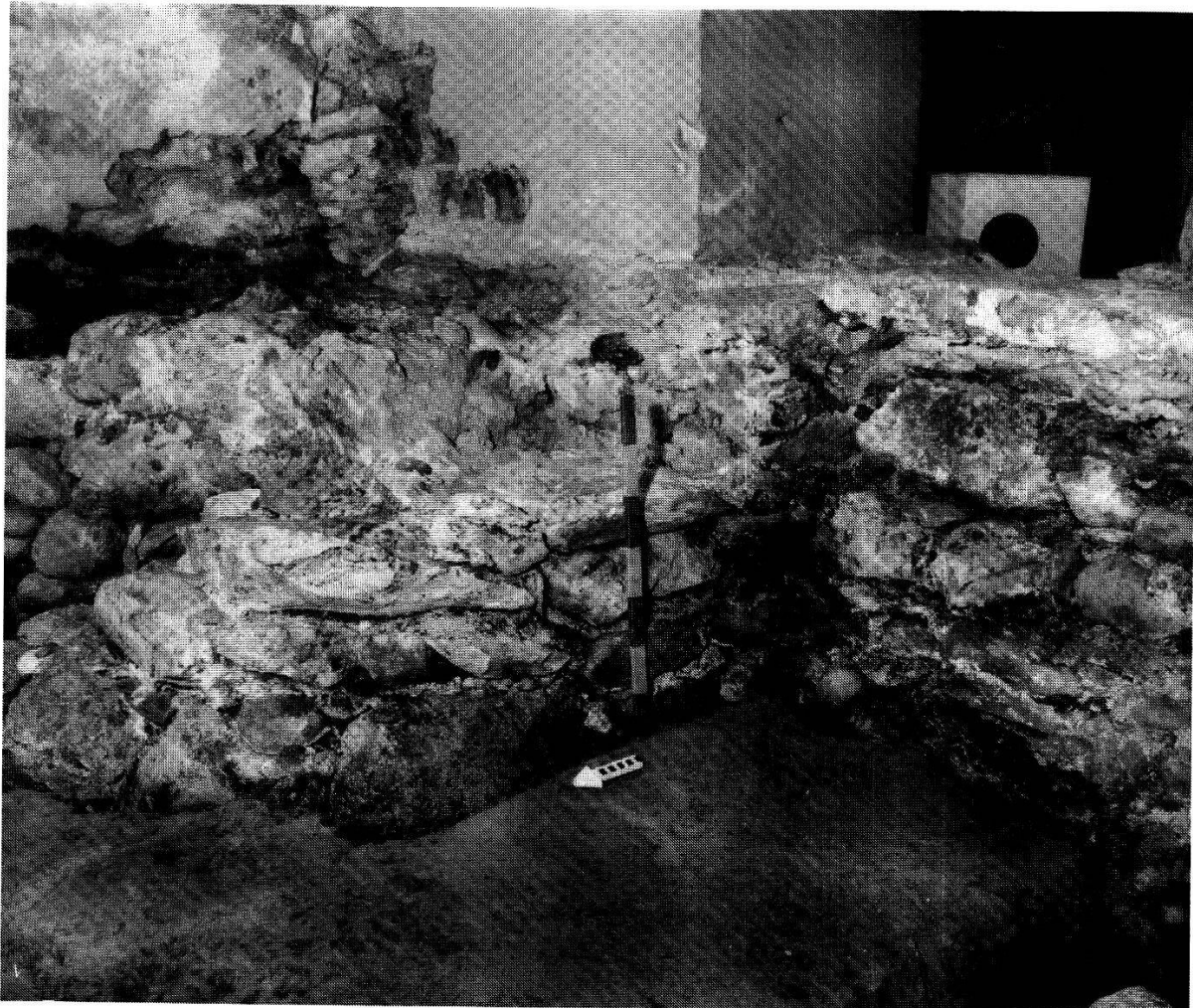
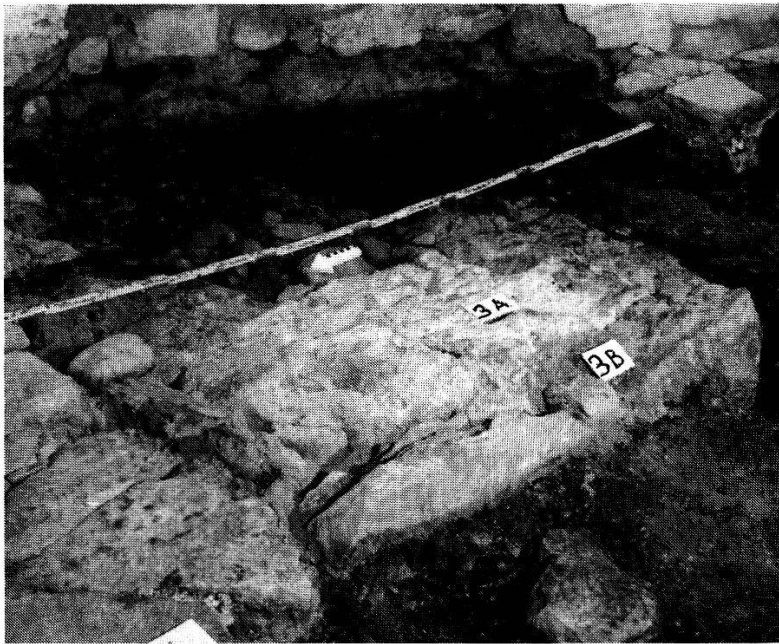


Abb. 15:

Alte Kirche Göschenen: Südliche Chorschulter der romanischen Kapelle mit Ansatz der Südmauer (rechts), auf deren Fundament auch der Westteil des heutigen Chores steht.



aus dem frühen 17. Jahrhundert berücksichtigt. Auf der Turminnenseite ist die Türe oben halbrund geschlossen und besteht aus riesigen, recht genau zubehauenen Bruchsteinen (ohne Randschlag und Bossen). Ein derartiges, auf Sicht gerechnetes Portal kann nicht für diese versteckte Stelle geschaffen worden sein, zumal im unteren Teil auch die Gewändesteine fehlen. Viel eher ist anzunehmen, dass der steinerne Bogen hier in Zweitverwendung eingebaut ist. Er könnte vom Hocheingang eines hochmittelalterlichen Wohnturmes stammen, vielleicht von demjenigen, der östlich unserer Kirche bezeugt ist.²⁴



*Abb. 16:
Alte Kirche Göschenen: Altar-
fundament Nr. 3A, später um die
Ummauerung 3B erweitert.*

Das Mauerwerk des Turmes ist bis zuoberst einheitlich. Lediglich die Dachkonstruktion wurde verändert: Die ursprüngliche Dachlösung bleibt unbekannt. Wir haben mit Blick auf Vergleichsbeispiele in unserer Rekonstruktion ein stumpfes Pyramidendach vorgeschlagen. In barocker Zeit war der Turm den Bild-Quellen nach sicher mit einer «welschen Haube» gedeckt. Sie musste ihrerseits 1860 der heutigen Dachlösung weichen. Die mündliche Dorftradition berichtet, es soll sich dabei lediglich um ein Provisorium gehandelt haben. Dieses «Provisorium», das inzwischen mehr als ein Jahrhundert lang dem Schnee und den Föhnstürmen getrotzt hat, wird auch die gegenwärtige Restaurierung überstehen.

Wann genau die Sakristei in der Ecke zwischen Turm und Chor-Südmauer erstellt wurde, ist nicht bekannt. Sie ist sicher jünger als der 1498 entstandene Glockenturm, weil sie sich gegen dessen Ostmauer lehnt. Umgekehrt scheint sie älter als der urkundlich kurz vor 1690 erwähnte Brand zu sein, da ihr ursprünglicher Verputz bereits Brandeinwirkung zeigt.²⁵ Es ist gut möglich, dass sie gleichzeitig

²⁴ Siehe Burgenkarte der Schweiz, Blatt 4. Wabern 1985, S. 26.

²⁵ Siehe Anm. 20.



Abb. 17:

Alte Kirche Göschenen: Übersicht über das Kirchenschiff in Richtung Westen. Oben das Fundament der Westmauer bis 1860; an der gleichen Stelle muss auch der romanische Westabschluss gestanden haben. In der Bildmitte der gewachsene Boden aus Silt mit Linsen aus Flussgeschiebe. Unten ein ehemals über das vorgesehene Bodenniveau aufragender Felsbrocken, der mit Feuer und Wasser gesprengt wurde.

mit der Kirchen-Innenrenovation des frühen 17. Jahrhunderts entstand, da die nach Osten abfallende Dachschräge der Sakristei die Vermauerung des Chorfensters gegen Süden voraussetzt und letztere ihrerseits von der mit Malereien verzierten Putzschicht verdeckt wird.

Vielleicht als Folge des Brandes ist die Dachkonstruktion verändert worden: Die Ostmauer wurde dabei aufgestockt, das Pultdach somit etwas flacher. Erst in jüngerer Zeit (um 1860?) wurde die höher liegende, nach Süden geneigte Dachschräge erstellt, die heute sichtbar ist.

Zum ursprünglichen Bestand der Sakristei gehört eine Nische in der Südwand, die wahrscheinlich nach dem Brand vermauert wurde. Der Steinplattenboden könnte nach Niveau und Machart ebenfalls zum Urbau gehören. Um ihn der Nachwelt möglichst ungestört zu hinterlassen, haben wir im Bereich der Sakristei be-

wusst auf weitere archäologische Untersuchungen verzichtet, obwohl wir hier möglicherweise den Südabschluss der Grube 22 hätten fassen können.

Der anfängliche Zugang zur Sakristei lässt sich auf der Abbruchkante der Chormauer genau ablesen: während das westliche Gewände noch original ist, wurde vor wenigen Jahrzehnten der Zugang in Richtung Osten deutlich vergrößert und mit Zement «saniert».

Die Vorgängerkapelle

Direkt auf der Innenseite, entlang des heutigen Chorrundes, liegen die Fundamente einer älteren Apsis – offensichtlich das Chor der früheren Kapelle. Auf der Suche nach weiteren Elementen zu diesem Bau stellten wir fest, dass im Chor- und vorderen Schiffbereich die heutige Kirche zum Teil auf älteren Fundamenten steht, die zum Vorgängerbau gehören. Dies betrifft die beiden Chormauern bis zum Ansatz der Rundung, die beiden Zungenmauern des Triumphbogens und den östlichen Teil der Schiff-Längsmauern. Unter den übrigen heutigen Mauerfundamenten fehlen ältere Reste. Dennoch lässt sich der frühere Grundriss genau rekonstruieren: Die Chor- und Schiffbreite sind durch die Fundament-Reste gegeben, die West-

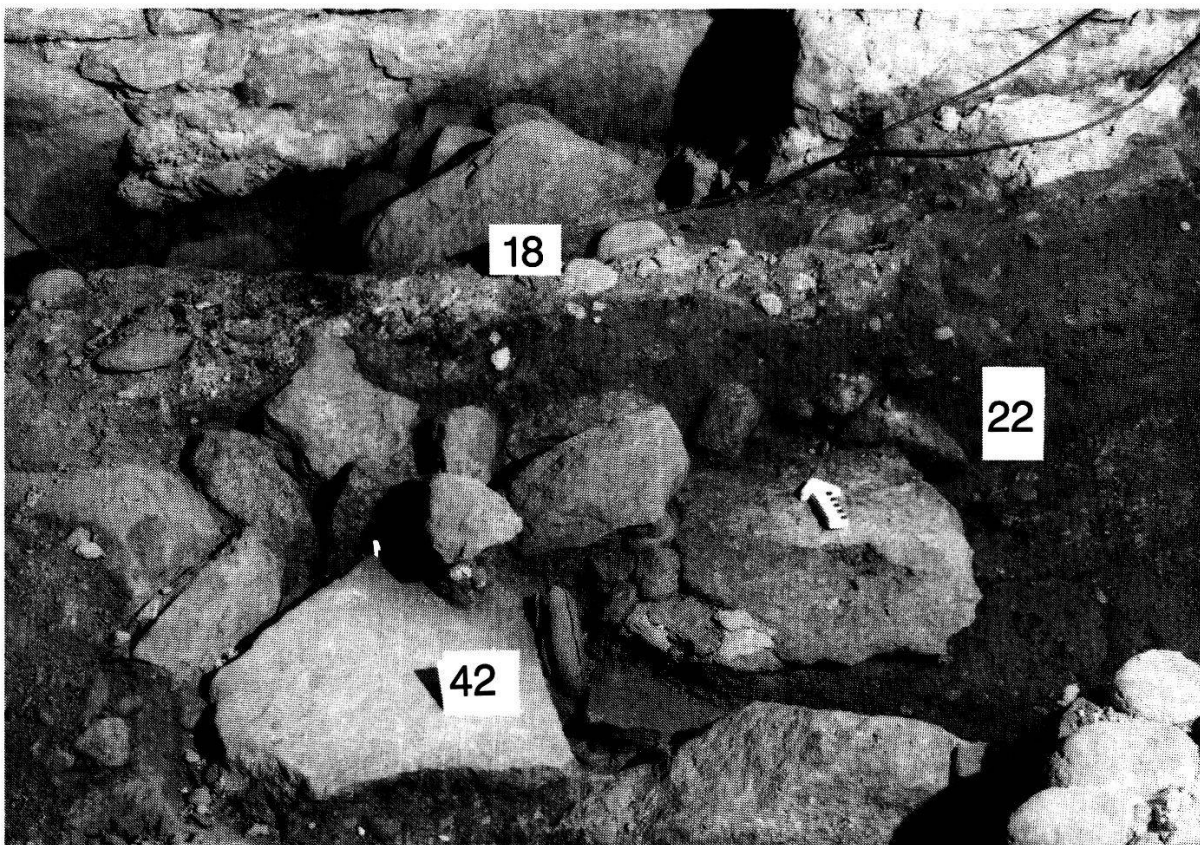


Abb. 18:

Alte Kirche Göschenen: Vorchor-Nordseite. Im dünnen Profilsteig ist die mit Mörtelknollen gefüllte Mauergrube Nr. 18 erkennbar. Darunter die trocken, das heisst ohne Mörtelverbindung verlegten Steine zum Fundament Nr. 42. Rechts die Füllung der ältesten Grube Nr. 22.

mauer muss, da sich im Westteil keine weitere Grube abzeichnet (zu Grube Nr. 19 siehe unten), am gleichen Ort wie die jüngere gestanden haben. Damit ergibt sich für den Vorgängerbau ein mit demjenigen der gotischen Kirche identisches Schiff von 6 × 7 m im Lichten, an das eine durch zwei Zungenmauern abgetrennte Vorchorzone von 2 m Länge sowie eine um Mauerstärke eingezogene Apsis anschliesst.

Das Altarfundament (Abb.8, Nr. 3) könnte nach Lage und Grösse (1,0 × 0,6 m) schon zu diesem Bau gehören (Abb. 16).

Die Frage nach der Datierung ist auch für diesen Bau nicht einfach zu beantworten, da Bodenfunde sowie Elemente im Aufgehenden wie Fenster, Türen oder gar Wandmalereien fehlen. Am ehesten gibt der Mauercharakter Hinweise zur Altersbestimmung. Im Gegensatz zur heutigen Kirche ist das Mauerwerk hier einerseits weniger tief fundiert, andererseits deutlich massiver aufgebaut, was hauptsächlich im Bereich der Apsis gut zu beobachten ist. Die grossen Blendsteine (Gneis-Lesesteine von 0,30 bis 0,45 m Länge und 0,22 bis 0,30 m Höhe) sind quer zum Mauerverlauf in Lagen eingebunden und lassen in der Mitte kaum mehr Raum für das kleinformatige Kernmaterial (Bollen- und Bruchsteine). Das Fundament ist in Grube gegossen und weist beim südlichen Choreinzug eine stark nach innen vorspringende Mauerung auf, deren Sinn nicht klar ist: Liegt eine Planänderung vor, traute man dem Terrain nicht oder hat man schlicht falsch begonnen?

Der Übergang von der Fundamentzone zum Aufgehenden lässt sich an der Südmauer zwischen Choreinzug und Zungenmauer des Triumphbogens verfolgen. Die Steine sind hier mit 0,12 bis 0,20 m Höhe deutlich niedriger als im Fundamentbereich, und die Front der meist gelegten, selten gestellten Lesesteine ist teilweise «geköpft», so dass eine sehr geradlinige Mauerfront entsteht. Häufig nimmt ein grösserer Stein die Höhe von zwei Lagen ein, und Zwischenräume sind mit kleinen Kieselsteinen gestopft. Der sprödharte und grünliche Mörtel unterscheidet sich deutlich von allen übrigen im Verlaufe der Ausgrabung und Bauuntersuchung vorgefundenen Mörtelarten.

Dem Charakter nach (vgl. Abb. 15 und 19) stammt dieses Mauerwerk aus «romantischer» Zeit, also etwa aus dem 11. bis 13. Jahrhundert. Berücksichtigt man weiter den Umstand, dass ungefähr ab der Mitte des 12. Jahrhunderts das Mauerwerk vermehrt aus quaderförmig behauenen Steinen besteht, was in Göschenen nicht der Fall ist, so scheint uns mit aller Vorsicht eine Entstehungszeit der Kapelle im 11. oder frühen 12. Jahrhundert am wahrscheinlichsten.

Die Felssprengung

Aus dem natürlich gewachsenen Boden, einem stark geschichteten Silt, ragte im Ostteil des heutigen Kapellenschiffes ein Felsen auf (Abb. 17). Dieser ist ganz offensichtlich mit Feuer «gesprengt» worden: Zu diesem Zweck überdeckte man ihn mit Holz und entfachte ein grosses Feuer. Der dadurch stark erhitzte Stein wurde mit Wasser abgeschreckt, worauf er zersplitterte und anschliessend mit dem Hammer

abgetragen werden konnte.²⁶ Da Schichtzusammenhänge fehlen, war es uns archäologisch nicht möglich, den genauen Zeitpunkt dieser Intervention zu bestimmen. Mittels der Radiokarbon-Methode ist es aber immerhin gelungen, die Felssprengung ungefähr ins 15./16. Jahrhundert zu datieren.²⁷ Vielleicht hat man das Bodenniveau in der Kapelle in der Zeit um 1500, als man den Glockenturm errichtete, etwas abgesenkt, so dass damals der störende Fels oben abgetragen werden musste.

Die Gruben Nr. 18/19: eine noch ältere Kapelle?

In der Oberfläche des natürlich gewachsenen Bodens zeichnet sich direkt westlich der Kirchenwestmauer (Abb. 8, Nr. 2) eine Mauergrube (Abb. 8, Nr. 19) ab. Sie verläuft leicht schief zur jüngeren Mauer; ihre Sohle reicht im Süden tiefer als diejenige der Mauer Nr. 2, steigt dann gegen Norden allmählich an, bis sie nur noch knapp zu fassen ist. Die Grube ist mit Mörtelknollen und -gries, vereinzelt auch mit Steinsplintern gefüllt. Ihre Einfüllung und somit ihre Aufgabe ist eindeutig älter als die Kapellenwestmauer Nr. 2.²⁸

Anfänglich vermuteten wir in dieser Mauergrube den Überrest der romanischen Westmauer. Vergleicht man aber den Mörtel aus der Grubenfüllung Nr. 19 mit dem Mörtel der romanischen Apsis, des dazugehörigen Choreinzuges oder der Längsmauern, dann wird deutlich, dass diese Elemente nicht zusammengehören können. Der Unterschied der Mörtelzusammensetzung ist unübersehbar.²⁹

Den genau gleichen charakteristischen Mörtel enthält hingegen eine zweite Grube (Abb. 8, Nr. 18; Abb. 18), die rund 7 Meter weiter östlich liegt. Grube Nr. 18 ist 1,1 m breit, nur knapp 0,15 m tief erhalten und verläuft wie Grube Nr. 19 leicht schräg nach Nordosten. Im mittleren Teil wird sie durch die von der Felssprengung hinterlassene Brandschicht Nr. 9 (Abb. 8) durchschnitten und ist somit eindeutig älter als diese.

Die Interpretation der beiden Gruben Nr. 18/19 bietet Schwierigkeiten. Wir kennen nicht einmal deren Nord- und Südabschluss (am Ort der heutigen Schiff-Längsmauern oder weiter aussen?). Elemente der Inneneinrichtung fehlen völlig. Sicher ist einzig, dass in den beiden Gruben ehemals mit Mörtel gebundene Mauerfundamente standen, die nach der Grubebreite zu schliessen beachtlich gewesen sein dürften. Wir wissen letztlich nicht, ob die beiden Mauergruben Reste eines noch älteren Gotteshauses sind. Ihre Orientierung, die fast mit den späteren Mauern übereinstimmt, und der Umstand, dass die romanische und gotische Kirchen-

²⁶ Eine gleiche Art von «Steinsprengung» konnten wir auch in der Pfarrkirche St. Anna, Steinerberg, nachweisen.

²⁷ Das Institut «Archäolabs» in Frankreich datiert die Probe mit 90% Sicherheit in die Zeit zwischen 1450 und 1670. Die der Universität Zürich zugesandte Probe soll aus der Zeit zwischen 1445 und 1595 stammen.

²⁸ Westmauer Nr. 2 schneidet in die Grubeneinfüllung ein. Die zwischen den Steinen vorquellenden Mörtelwülste sind gegen die Einfüllung gegossen.

²⁹ Der Mörtel der Füllung Nr. 19 ist grau, feinkörnig und enthält weisse Kalkeinschlüsse im Gegensatz zum deutlich grünlichen «romanischen» Mörtel mit gelben Einschlüssen.

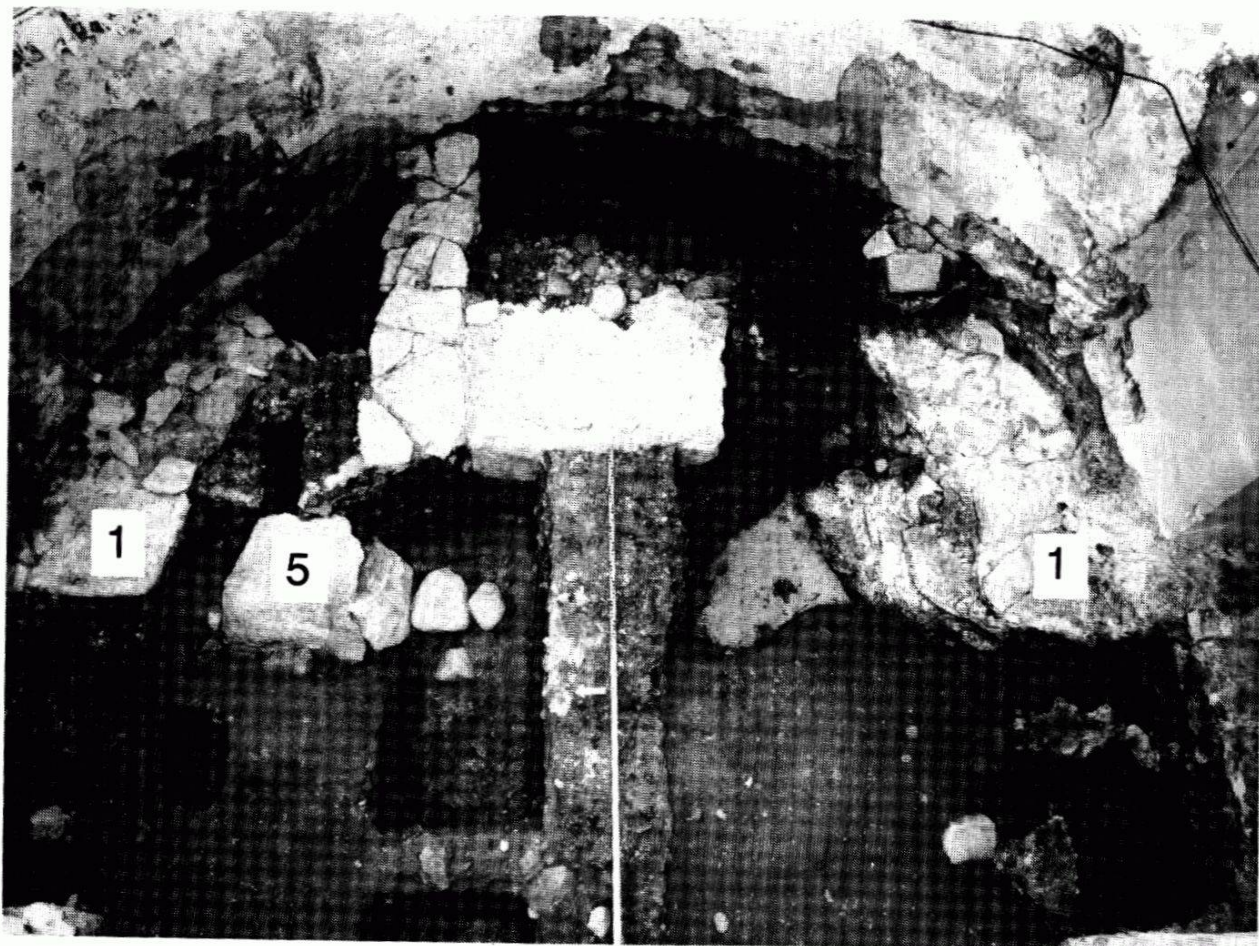


Abb. 19.:

Alte Kirche Göschenen: Der Chorbereich gegen Grabungsende. Man sieht die beiden romanischen Chorschultern (Nr. 1) sowie Reste des Mauerfundaments Nr. 5.

westmauer praktisch am gleichen Ort wie Grube Nr. 19 steht, lassen uns aber vermuten, die Gruben Nr. 18/19 seien Relikte einer vorromanischen Kultstätte, deren Standort von den späteren Bauten übernommen wurde.

Zwei ältere Trockenfundamente (Abb. 10, Nr. 42/5)

Unter der oben beschriebenen Grube Nr. 18 und von dieser durch ein Erdband deutlich getrennt, liegt eine in Richtung Nord-Süd verlaufende Grube (Abb. 10, Nr. 42; Abb. 18), die im Westen in den gewachsenen Boden, im Osten in eine noch ältere Grubenfüllung (Abb. 10, Nr. 22, siehe unten) eingetieft ist. Grube Nr. 42 ist gefüllt mit Gneisbruch-, Lese- und kleineren Bollensteinen, die zunächst einen willkürlichen Eindruck erweckten. Es zeigte sich aber – insbesondere nach der Entfernung der obersten Steine –, dass das Steinmaterial doch mit System in die Grube gelegt worden war: namentlich im Nordteil ist die Ostflucht recht sauber gefügt. Zwischen den Steinen liegen leicht verunreinigte Erde und geringe Reste von Hüttenlehm; Mörtelreste fehlen vollständig.

Ein ähnlich konstruiertes Trockenfundament (Abb. 10, Nr. 5) legten wir gut zwei Meter weiter östlich frei (Abb. 19, 22). Das Steinmaterial ist nur noch im Nordteil vorhanden. Weiter südlich ist aber immerhin die Grube noch erkennbar, die hier mit Erde, Steinsplintern und auffallend viel Eisenschlacke gefüllt war. Auch dieses Fundament ist auf der einen Seite (im Westen) in eine ältere Grubenfüllung (Abb. 10, Nr. 22) und auf der anderen ins anstehende gewachsene Erdreich eingetieft.

Die beiden Gruben Nr. 42/5 dürfen mit grosser Wahrscheinlichkeit als Reste trocken verlegter Mauerfundamente angesehen werden, wobei der in der Mitte von Mauer Nr. 42 aufragende Felsen offensichtlich in die Konstruktion einbezogen wurde. Ihre Nord- und Südbegrenzung bleibt offen. Die parallele Orientierung der Gruben, der ähnliche Charakter und die gleiche Relativchronologie – beide sind sicher älter als die romanische Kapelle³⁰ und setzen die Aufgabe der Grube Nr. 22 voraus – bestärken uns in der Annahme, dass beide Fundamente zur gleichen Zeit entstanden und zur selben Konstruktion gehören. Diese war ein Bau von gut 2 m Breite und mindestens 5,5 m Länge, der entweder gänzlich mit Trockenmauern oder im oberen Teil in Holz aufgeführt war. Wie schon beim jüngeren Raum Nr. 18/19 kennen wir weder seine Längsausdehnung noch die Funktion. Es bleibt unbekannt, ob wir es hier mit einer kleinen Wegkapelle zu tun haben oder ob es sich um Überbleibsel einer profanen Struktur handelt.

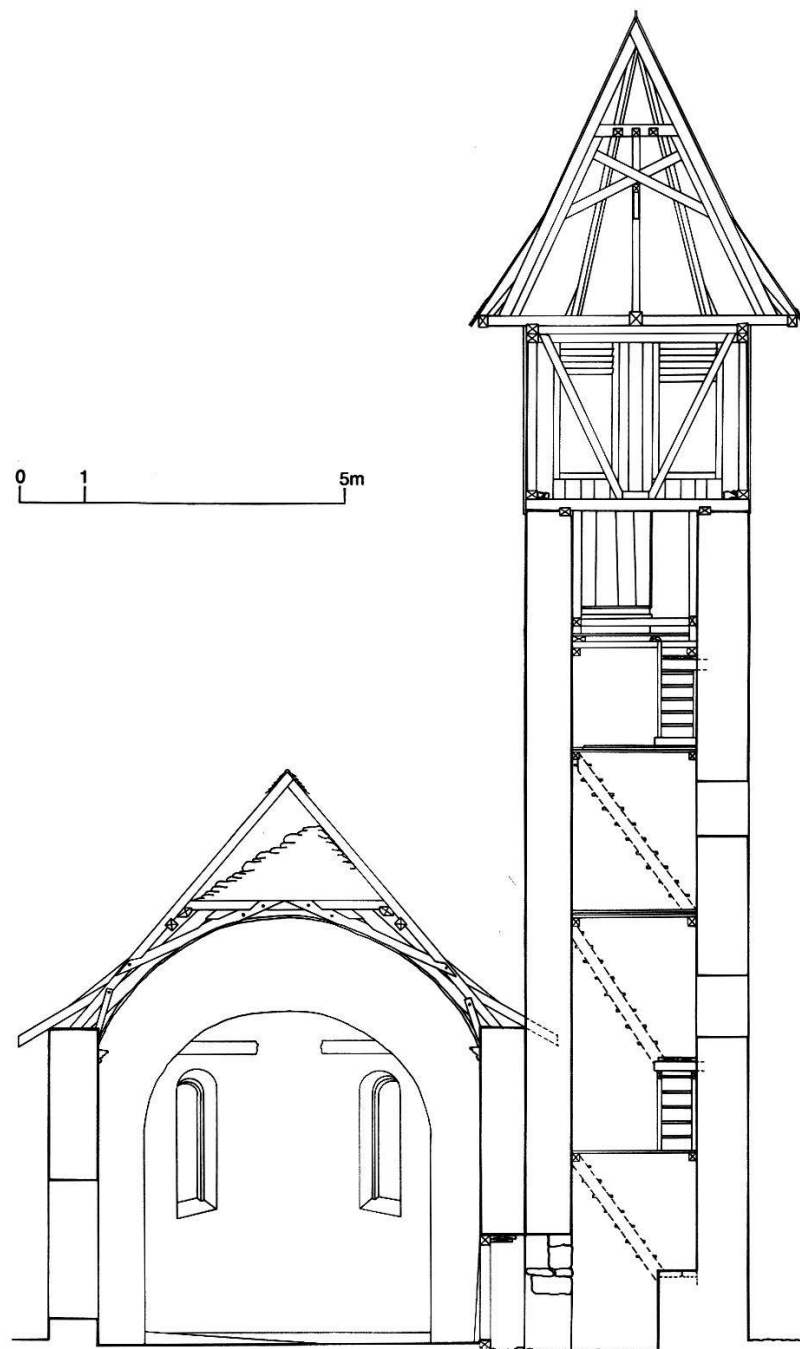
³⁰ Grube Nr. 5 zieht im Norden unter die romanische Chorschulter. Grube Nr. 42 liegt unter Grube Nr. 18, die ihrerseits älter als die romanische Kapelle ist.



Abb. 20:
Alte Kirche Göschenen: Schnitt von Osten nach Westen, Mai 1988. Aufnahme Bureau Hans-Jörg Lehner.

Älteste Reste menschlicher Tätigkeit an Ort: Grube Nr. 22

Wie im vorhergehenden Kapitel erwähnt, durchschneiden die beiden Gruben Nr. 5/42 ältere Auffüllungen. Im Gegensatz zur ganzen Schiffpartie westlich der Fundamentgrube Nr. 42, wo überall die gewachsene Erde praktisch unmittelbar bis unter das heutige Bodenniveau hochsteht, fehlt diese im heutigen Vorchorbereich. Erst direkt vor der romanischen Apsis (Abb. 8, Nr. 1) steigt das natürliche Terrain wieder an. Es war schon nach dem ersten Sondierschnitt klar, dass die Füllung der dazwischen liegenden Vertiefung nicht «natürlich» – indem sich etwa eine Geländemulde allmählich auffüllte – entstanden sein kann. Wir leerten in der Folge die Gru-



*Abb. 21:
Alte Kirche Göschenen: Schnitt
mit Blick gegen Osten, Mai 1988.
Aufnahme Bureau Hans-Jörg
Lehner.*

be quadrantenweise, um so mittels mehrerer Profile die Schichten besser interpretieren und die Ausdehnung (Boden/Wände) möglichst genau erfassen zu können. Die lockere, in Schichten eingebrachte braune Erdauffüllung ist durchsetzt von schwärzlichen Linsen sowie kleinen Bruch- und Kieselsteinchen; vor allem im unteren Teil finden sich auch dünne Horizonte mit Holzkohleeinschlüssen.

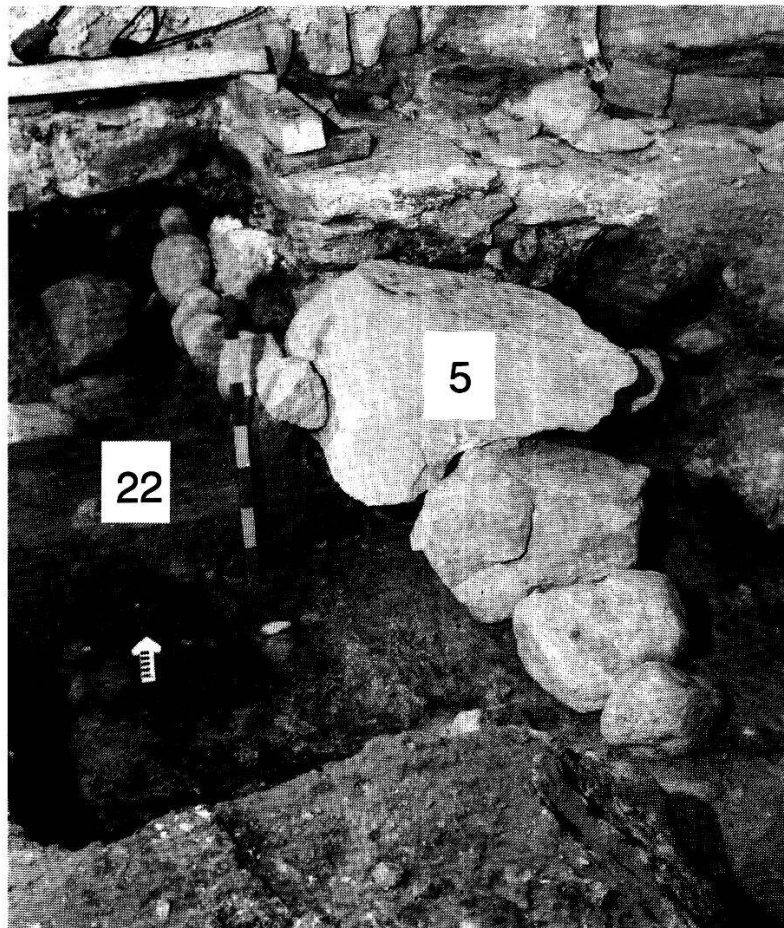
Der Übergang zum Grubenboden war deutlich; die dunkle Verfüllung trennte sich unschwer vom reinen gelben Silt der gewachsenen Erde. Der Grubenboden erwies sich als praktisch vollkommen eben. Ein eigentliches Trampelniveau fehlte aber; immerhin war im Übergangsbereich Boden/Auffüllung das Terrain deutlich «verhärtet», was auf eine gewisse, wenn auch geringe Benutzung schliessen lässt.

Schwieriger war es, die seitliche Ausdehnung der Grube genauer zu definieren: Sicher ist, dass die Ost- und Westbegrenzung im Bereich der jüngeren Mauern Nr. 5/42 zu lokalisieren ist. Letztere stören aber den Befund. Wir wissen nicht, ob sie genau an den Rand der Grube Nr. 22 oder ob sie allenfalls etwas weiter aussen erstellt wurden. Eindeutig haben wir hingegen den Nordabschluss fassen können. Er liegt genau unter der Innenflucht der heutigen Chor-Nordmauer; das gewachsene Erdmaterial zieht dort senkrecht hoch. Der Südabschluss hingegen bleibt offen. Er liegt entweder unter der Chor-/Schiffsüdmauer oder vielleicht noch weiter südlich. Da wir aber die gut erhaltenen Böden in Sakristei und Turm nicht verletzen wollten, haben wir hier auf Untersuchung verzichtet. Die freigelegte Grube misst im Grundriss somit rund 4×6 m bei einer minimalen Tiefe von zirka 0,7 m. Hinweise auf ihre Funktion gaben uns zwei Fundobjekte: In der Auffüllung der Mauergrube Nr. 42 fanden wir leicht verziegelte Hüttenlehmfragmente, das heisst, Reste von Lehm, den man zur Abdichtung auf eine Wand aus Rutengeflecht verstrichen hatte. Ausserdem lag in der Einfüllung von Grube Nr. 22 ein Spinnwirtel (Abb. 23). Wir vermuteten deshalb, hier möglicherweise auf einen sogenannten «Webkeller» gestossen zu sein. Die genaue Reinigung des Grubenbodens zeigte aber, dass keinerlei Einbauten nachzuweisen sind, wie sie für einen stehenden Webstuhl charakteristisch wären (zum Beispiel kleine Pfostenlöcher, in denen er verankert gewesen wäre). Da die Senke aber gleichwohl verdächtig nach einem «Grubenhaus» aussieht (ein normalerweise um etwa 0,5 m in die umgebende Erde abgetiefer Holzbau) und solche Hütten mindestens in allen vier Ecken Löcher ehemaliger Holzpfeiler aufzuweisen pflegen, haben wir gegen Grabungsende die Nordschulter der romanischen Apsis Nr. 1 und das Trockenfundament Nr. 5 abgetragen, da allein hier die Möglichkeit bestand, das Loch eines Eckpfostens (des nordöstlichen) nachzuweisen. Das Ergebnis war allerdings negativ. Wir haben es hier somit nicht mit einer «Grubenhütte» der verbreiteten Konstruktion zu tun, die vier Eckpfosten und Firststützen aufweist. Dass wir aber gleichwohl eine Art Grubenhaus gefunden haben, scheint mir recht eindeutig. Dafür spricht der absolut flache Boden, die praktisch senkrechte Grubenwand und die nicht natürliche Einfüllung mit feinen Holzkohleschichten. Das Auffinden von Hüttenlehmfragmenten in der Grubenauffüllung zur jüngeren Mauer Nr. 42 (ostseitig) verstärkt diesen Eindruck. Ein Blick in die Literatur³¹

³¹ Zur Typologie der Grubenhäuser siehe: Guyan, Walter U. Die frühmittelalterliche Siedlung von Osterfingen. In: ZAK 1950–4, S. 193ff. (besonders S. 203).

zeigt, dass es durchaus auch Grubenhütten gibt, die entweder ohne Eckpfosten oder auch ganz ohne stehende Holzstützen auskommen:

- Konstruktionen, die nur an den beiden gegenüberliegenden Wandmitten Stützpfosten für den Firstbalken aufweisen. Eine solche Anlage ist für Göschenen durchaus denkbar, aber nicht nachzuweisen, da die beiden entsprechenden Pfostenlöcher im Norden und Süden durch jüngere Kirchenfundamente zerstört wären.
- Eine aussen auf die Grubenwände gesetzte Blockbaukonstruktion aus ausschliesslich liegenden, in den Ecken miteinander verzahnten Balken. Gerade im alpinen Raum, wo liegende Bohlenkonstruktionen die Regel bilden, scheint uns ein solcher Aufbau am wahrscheinlichsten.



*Abb. 22:
Alte Kirche Göschenen: Das trockenverlegte Mauerfundament Nr. 5 mit kleineren «Randsteinen» auf der Westseite. Links die Auffüllung der Grube Nr. 22; der Nordpfeil liegt direkt auf der untersten Auffüllungsschicht. Unterhalb des Pfeiles der eigentliche Grubenboden (Silt).*

Die Datierung des Grubenhauses stösst auf Schwierigkeiten, da einerseits signifikante Funde aus entsprechenden Schichtzusammenhängen fehlen, andererseits solche «primitive» Konstruktionen relativ zeitlos sind. In unseren Gegenden waren solche schlichten Holzbauten hauptsächlich im Frühmittelalter verbreitet, kommen aber auch schon in römischer Zeit vor und halten sich bis ins Hochmittelalter. Nach der chronologischen Abfolge der einzelnen Bauten beziehungsweise Bauphasen hier in Göschenen möchten wir als Entstehungszeit für das Grubenhaus am ehesten das frühe Mittelalter vorschlagen, ein Datierungsansatz, den auch der Spinnwirtel nahelegt, dessen Fundlage allerdings nicht eindeutig interpretiert werden kann.

SCHLUSSWORT

Die archäologische Bau- und Bodenforschung hat Resultate geliefert, wie sie im voraus nicht unbedingt zu erwarten waren: Die Baugeschichte der heutigen Kirche wurde weitestgehend geklärt. In der Literatur geäusserte Vermutungen, das Chor sei erst um 1860 und die Sakristei auch erst im 19. Jahrhundert angefügt worden, sind widerlegt. 1860 wurde lediglich das Kirchenschiff gegen Westen verlängert. Im wesentlichen stammt die heutige Kirche aber aus dem 14. Jahrhundert; der Ablassbrief von 1341 könnte mit dem Neubau in Zusammenhang stehen. Dank dendrochronologischer Untersuchung sind nun auch die Entstehungszeiten von Glockenturm und Dachstuhl über dem Schiff genau bestimmt: Die jüngsten verwendeten Hölzer sind im Jahre 1498³² gefällt worden.

Vom romanischen Vorgänger sind nur im Ostteil direkte Reste erhalten geblieben. Schwierig zu beantworten ist die Frage nach seiner genauen Datierung. Wir müssen uns dabei fast ausschliesslich auf den Mauercharakter abstützen, den der eidgenössische Experte, Prof. Dr. W. Meyer, «eher ins 11./frühe 12. Jahrhundert als nachher» datiert. Es bestand also mit einiger Sicherheit in Göschenen bereits ein stattliches Gotteshaus zu einer Zeit, als die Schöllenschlucht noch nicht mit dem «stiebenden Steg» erschlossen war. Dass aber schon damals über Ausweichrouten ein gewisser Passverkehr stattfand, wird in der neueren Literatur nicht bestritten.

Grössere Schwierigkeiten bieten Interpretation und Datierung der vorromanischen Überreste. Es lässt sich nicht eindeutig entscheiden, welche Fundamente noch als zu einer christlichen Kultstätte gehörend gedeutet werden dürfen und welche profaner Natur sind; der Befund ist schlicht zu dürftig. Immerhin glauben wir, in der ältesten erhaltenen Struktur eine Art «Grubenhütte» sehen zu können, ein Zeugnis vorromanischer Siedlungstätigkeit in Göschenen.

ANHANG: FUNDKATALOG

Die Ausgrabung in der «alten Kirche» Göschenen war ausgesprochen fundarm. Dies ist wohl auf den Umstand zurückzuführen, dass – mit Ausnahme der Grubenfüllung Nr. 22 – unter dem jüngsten Zement-Boden direkt die gewachsene Erde lag, in der sich nur noch gut fundierte Mauern abzeichneten.

³² Bestimmung der Hölzer durch das Dendrolabor H. & K. Egger, Ins.

Spinnwirtel: gefunden in der Einfüllung der Grube Nr. 42 (Abb. 23). Gelblicher Ton, aussen abgedreht, zwei dekorative Rillen.

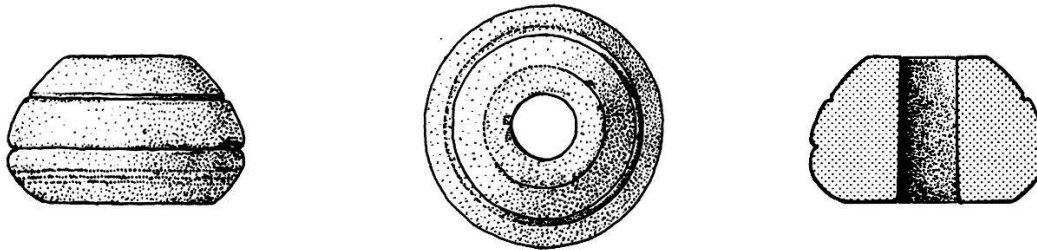


Abb. 23:

Alte Kirche Göschenen: Fundobjekt (*Spinnwirtel aus Ton*) aus der Bau(?)grube zu Mauer Nr. 42, wohl ehemals in der Auffüllung zu Grube Nr. 22. Massstab 1:1.

*Münzen*³³:

- In jüngerer Bodenstörung: sogenannter «Quattrino» des deutschen Kaisers Karl VI. (1685–1740). Vorderseite: CAROLVS [.III.REX. HISP]; Büste nach rechts; als Inschrift 170[7]. Rückseite: In einer Girlande die bekrönte Inschrift MLNI DUX. Literatur: CNI (corpus nummorum italicorum), vol. V, p. 372, no. 22; 1,44 g, 14,5 auf 16,5 mm, 180°, Kupfer, nicht restauriert.
- In Balkengrube zu jüngstem Holzboden: «Angster», geschlagen von der Stadt Zürich (zwischen 1526 und zirka 1700). Motiv einseitig geprägt (erscheint als Negativ auf der Rückseite): Wappenschild der Stadt Zürich. Literatur: Hans Hürlimann. Zürcher Münzgeschichte. Zürich 1966, p. 262, no. 1145 bis 1148; 0,25 g, 14,5 auf 16,4 mm, Kupfer, nicht restauriert.

Anschrift des Verfassers:

lic. phil. Hans-Jörg Lehner, Bureau für Archäologie und Bauuntersuche, Aven, 1976 Erde

³³ Die Bestimmung der Münzen verdanken wir cand. phil. Patrick Elsig, Siders.

